

# XPERTEN1.2



## Der Mindcaller

Roman

Jennifer Lennon Hermann Maurer

freya



J. Lennon H. Maurer  
Xperten 1.2  
Der Mindcaller

## Zur Xperten Reihe:

Insgesamt ist die »Xperten-Reihe« als eine Sammlung von vielen in sich verzahnten Romanen konzipiert, bei der die einzelnen Bände von verschiedenen Autorenkombinationen verfasst sind, sich aber stets mit Themen wie Parapsychologie und Informatik bzw. denselben Personen wie Marcus, Maria, Aroha und anderen als Zentralfiguren beschäftigen.

Das »Rückgrat« der Reihe sind die Bände 1, 2, 3, usw., die von Hermann Maurer geschrieben und auch im Stil einheitlich sind: eine Mischung aus Parapsychologie, zukünftiger Informations-Technologie und Science Fiction, verwoben mit Abenteuer-, Reiseschilderungen und Erotik. Die anderen Bände können davon abweichen: So vermeiden Band 0 und Band 1.2 Sex und andere kontroversielle Themen. Band 0 besteht aus Kurzgeschichten, Band 1.2 lebt von einem geheimnisvollen Para-Phänomen, von Emotionen und Bildern, während etwa die geplanten Bände (2.5) Rätsel der Vergangenheit auflösen oder der Band »Xperten 1.5 : Die Parajünger« einen Vorfall als zentrales Thema hat, der in »Xperten 2 : Der Para- Doppelgänger« angedeutet wird.

Der Obertitel der Romanserie »Xperten«, siehe [www.iicm.edu/Xperten](http://www.iicm.edu/Xperten) soll aussagen, dass sich die Bücher mit Para-Begabungen (PSI-Begabungen, X-Begabungen) beschäftigen, aber auch mit deren Beziehung zur modernsten Informationstechnologie.

Bis heute ist es nicht nachgewiesen, ob es »echte« Para- Fähigkeiten wie Telepathie, Telekinese, Teleportation usw. gibt. Es ist jedoch absehbar, dass solche Fähigkeiten mehr oder minder gut durch technisch-wissenschaftliche Methoden simulierbar werden; dieses Faktum ist eine entscheidende Facette in der Xperten- Reihe.

J. Lennon H. Maurer

# Xperten 1.2 Der Mindcaller

**freya**  
VERLAG

## *Jennifer Lennon*

Jennifer lebt auf einer Südseeinsel mit Calypso und Gypsy Motte (ihren beiden Katzen) und besucht so oft sie kann Europa, wo sie mit ihrem Freund und Kollegen Hermann Maurer nicht nur Romanideen ausheckt, sondern wo sie vor allem innerhalb ihrer Forschungsgebiete zusammenarbeiten. Jennifer Lennon ist Informatikerin, die sich auf das Gebiet visuelle Kommunikation spezialisiert hat und Missionarin für die Rechte von Menschen, die in dieser verbalen Welt auch die visuelle Komponente nicht vernachlässigen wollen. Sie hat drei Kinder und vier Enkelkinder.

## *Hermann Maurer*

Hermann ist Informatiker und hat in dieser Eigenschaft am Aufbau von Forschungsgruppen in Kanada, den USA, Brasilien, Deutschland, Österreich und natürlich Neuseeland mitgewirkt. Er verbindet seine beruflichen Tätigkeiten immer wieder mit seinen Hobbies: Reisen, Schreiben, und Zusammenarbeit mit Freunden auf der ganzen Welt. Siehe auch: [www.iicm.edu/maurer](http://www.iicm.edu/maurer)

Hermann's Motto ist: »Old enough to have a past, to have some fun and to be a bit crazy.« Er hat drei Kinder und zwei Enkelkinder und bittet alle Freunde und Familienmitglieder, ihm seine diversen Hobbies zu verzeihen.

## *Chris Anderson*

Chris, der für die Illustrationen im Buch verantwortlich ist, ist ein Multitalent. Er ist Informatiker, Maler, Zeichner, Schriftsteller und Schauspieler und hält sich noch bedeckt, wo er am berühmtesten werden will.

ISBN 3-902134-49-6

© 2003 freya verlag

Alle Rechte vorbehalten

Illustrationen: Chris Anderson

Cover, Layout: Wolf Ruzicka

[www.freya.at](http://www.freya.at) [www.iicm.edu/XPERTEN](http://www.iicm.edu/XPERTEN)

Druck: Theiss, St. Stefan

# Varwort

Dieses Buch »Der Mindcaller« beruht auf meiner (Anm. Jennifer Lennons) Novelle, die zunächst in einer Privatauflage in Englisch erschien, und in dieser Form vergriffen ist. Nach ausführlichen Gesprächen haben wir das Werk etwas erweitert und ins Deutsche übertragen. Wir haben dabei versucht, den ursprünglichen Stil und die Atmosphäre beizubehalten, eine Herausforderung insofern, als das Original eine minimale Vertrautheit mit Maori Mythen und einigen Worten aus der Maori Sprache voraussetzt, eine Annahme, die in Neuseeland möglich ist, aber für deutschsprachige Länder nicht gemacht werden konnte.

Wir hoffen, dass es gelungen ist, eine spannende Geschichte in einer authentische Landschaft zu berichten, die in letzter Zeit vor allen durch die Verfilmung des »Lord of the Ring« für Aufsehen sorgte. Es geht in diesem Buch darum, dass ein Mädchen, halb Maori halb europäisch in einem verborgenen Tal ein uraltes Artefakt entdeckt, das ungewöhnliche Kräfte in sich vereinigt, die allmählich klarer werden. Das Mädchen Aroha, ihr ‚Mindcaller‘ und die Geschichte, die hinter dieser Schnitzerei steckt spielen auch in anderen Bänden der »Xperten-Reihe« eine wesentliche Rolle. Insofern ist dieses Buch als solches allein stehend verständlich und lesbar, ist aber auch ein Teil eines größeren Gewebes von Romanen.

Alle Ereignisse und Personen in diesem Buch sind frei erfunden. Auch faktische oder geografische Aussagen entsprechen nicht immer in der gebrachten Form genau der Wirklichkeit oder Wahrheit. Dennoch lehnen sich viele vor allem geografische Details und Schilderungen an der Realität an: Da der Roman in Neuseeland spielt, gibt er auch einen kleinen Einblick in das Land und die Kultur der Maoris.

Bitte schreiben Sie uns, was Ihnen gefallen hat und was nicht, entweder auf Englisch an die Hauptautorin Dr. Jennifer Lennon, Department of Computer Science, University of Auckland, Private Bag, Auckland, Neuseeland, Email: [j.lennon@cs.auckland.ac.nz](mailto:j.lennon@cs.auckland.ac.nz), oder auf Deutsch oder Englisch an Professor Hermann Maurer, IICM, TU Graz, Inffeldgasse 16c, A-8010 Graz/Österreich, Email: [hmaurer@iicm.edu](mailto:hmaurer@iicm.edu), siehe auch [www.iicm.edu/Xperten](http://www.iicm.edu/Xperten) . Viel Spaß beim Lesen!

*Jennifer Lennon und Hermann Maurer, Auckland/Graz, Februar 2003.*



# 1. Die Alten

Vor vielen Jahrtausenden in den Tiefen einer Höhle in der Erde kann man vier menschenähnliche Lebewesen sehen, die sich tief über etwas beugen, das wie polierte Kieselsteine aussieht, die in einer Nische in der Höhle liegen. Viele Gegenstände aus demselben schwarz-glänzenden Material aber in verschiedensten Formen liegen in anderen Felsnischen. Einige dieser ‚Schwarzkiesel‘ leuchten aus sich heraus in einem warmen, goldigen Licht.

Die Lebewesen sind nicht Menschen wie wir sie kennen. Sie sind die ‚Alten‘, die von einem Planeten in dem weit entfernten Sonnensystem Alpha Cygni kommen. Die Köpfe der vier, Alfa, Betha, Ganna und Deltaa, sind völlig kahl und ihre Kleidung leuchtet unwirklich, wie bei manchen Popstars unserer Zeit, von dunkel bis hell in jeder möglichen Schattierung.

Die Höhle ist bizarr in ihren Formen und Farben. Vom Dach der Höhle, von den Seiten(!) und vom Boden wachsen Tropfsteine mit einer Geschwindigkeit von einigen Millimetern pro Tag (nicht Millimetern in Jahrhunderten, wie heute bei uns üblich), und sie wachsen in verwirrenden Anordnungen. Eine gerade Linie gibt es in der ganzen Höhle nicht, auch die Tropfsteine sind gebogen oder gar spiralig: Man wird die horizontalen, spiraligen Tropfsteine in der Zukunft einmal Helicaliten (Excentriques) nennen und nicht wissen, wie sie entstanden sind ...

Die Lebewesen, deren Benehmen so ist, als würden sie unter Drogeneinfluss stehen, starren unverwandt auf ein bestimmtes kieselförmiges schwarz-glänzendes Objekt. Am unheimlichsten ist, dass die vier nicht ein Wort miteinander sprechen (und kein Geräusch von sich geben), obwohl sie offenbar eng zusammenarbeiten. Tatsächlich kommunizieren sie wortlos ununterbrochen. Ausdrücke wie Qubits, Quanten Gatter und immer wieder der Begriff Turing Maschine fallen in rascher Reihenfolge. Würde man noch genauer ‚zuhören‘ und von futuristischer Computertechnologie etwas verstehen, dann wäre man überrascht, über wie viele heute noch unerforschte Methoden der Informatik sie sich mit einer unglaublichen Selbstverständlichkeit unterhalten.

»Wir kommen doch immer wieder zurück zum Problem, die Turing Grenzen zu durchbrechen. Es ist die einzige Möglichkeit, wie wir Raum, Zeit und vor allem Geschwindigkeit ändern können«, meint Alfa.

»Aber normale Silikon Technologie in Computern, das wissen wir doch, gleichgültig wie leistungsfähig sie ist, genügt einfach nicht«, sagt Betha fast verzweifelt.

»Was haltet ihr von folgender verrückten Idee«, meldet sich da Ganna. »Wir schießen einen unserer kleinen Silikoncomputer in eine Umlaufbahn um die Erde und beschleunigen die Bewegung, damit wir möglichst nahe an die Lichtgeschwindigkeit herankommen. Relativ zur Erde könnte uns dies die benötigte Beschleunigung verschaffen!«

»Aber wie nahe an die Lichtgeschwindigkeit müssten wir kommen, und können wir die gewaltigen Zentripetalkräfte, die dabei auftreten, meistern?«, wirft Betha ein.

»Unklar. Aber es ist einen Versuch wert«, meint Alfa.

Außerhalb der Höhle fällt eine Wasserfall auf eine Anzahl von ‚Schwarzkieseln‘, die in einem komplizierten Muster angeordnet sind. Dass dies das Kraftwerk für die ganze Siedlung ist, würde kein Mensch unserer Zeit erkennen können.

Der Bach fließt vom unteren Ende des Wasserfalls nach Westen Richtung Ozean. Auf der nördlichen Seite befindet sich eine große Ebene mit Geysiren und anderen vulkanischen Phänomenen. Auf der Südseite ist ein Weg zu sehen, der durch eine urzeitliche Vegetation zu den Eingängen zahlreicher anderer Höhlen führt.

Keine deutlichen Zeichen einer hochzivilisierten Gesellschaft sind zu sehen. Keine Straßen, keine Gebäude und keine Geräusche, die von humanoiden Lebewesen oder Maschinen erzeugt werden. Nur einige der ‚Alten‘ kann man auf den Feldern nahe der Küste sehen. Hier wird deutlich, dass diese Lebewesen gerade Linien als unschön oder unnatürlich betrachten: Die Furchen für die Gewächse und Bewässerungskanäle verlaufen in eleganten Bögen und Windungen, wie man sie später, sehr viel später, in den Schnitzereien und Malereien der Polynesier und Maoris wieder finden wird. Spiralen und konzentrische Kreise gehören offenbar zu den geschätzten Formen.

Über den Feldern kann man einen Schwarm beobachten, der im ersten Moment wie eine Formation von Schmetterlingen oder Insekten aussehen mag. Sieht man genauer hin, so erkennt man aber, dass es kleinste Fluggeräte sind, winzigen Paragleitern ähnlich, nicht mehr als 6 - 8 cm groß mit bananenförmigen Schirmen, die aus feinem golden glitzernden Material bestehen. Unter jedem hängt ein ‚Schwarzkiesel‘. Jedes der Fluggeräte scheint eine bestimmte Funktion zu haben. Einige lassen systematisch Samenkörner in die Furchen fallen, andere scheinen nur zu beobachten, wieder andere tragen Geräte die viel größer als sie selbst sind. Eine Gruppe von jugendlichen ‚Alten‘ starrt konzentriert auf den Schwarm der fliegenden Paragleiter.

In der zweiten Höhle entlang des Weges befindet sich, verborgen, ein hausähnliches Gebilde mit mehreren Räumen, die von untertassenförmigen ‚Schwarzkieseln‘, die mit nichts verbunden zu sein scheinen, beleuchtet werden.

Ein Raum dient zum Schlafen oder Rasten, doch wirkt er verwirrend und unwirklich. In einer Höhe von 60 cm schwebt eine aus Flachs gewobene dicke Decke, in die viele ‚Schwarzkiesel‘ in den Rand eingewoben sind, die offenbar das Schweben ermöglichen. In einem anderen Raum liegen auf Regalen ‚Schwarzkiesel‘ verschiedenster Form. Einer der ‚Alten‘ erkundigt sich besorgt, ob eine ausreichende Zahl von fischhakenähnlichen ‚halben Archivkommunikatoren‘ auf der Erde verteilt sind. Es ist so, als würde man mit einem Verlassen der Erde rechnen und als würden die Alten an einigen verborgenen Plätzen etwas zurücklassen wollen. Ob für sich selbst für spätere Zeiten oder für andere Lebewesen ist unklar.

In einem anderen Raum erzeugen ‚Schwarzkiesel‘ verschiedenster Art eine sich dauernd verändernde Lichterpracht und ungewöhnliche Geräusche. Es ist unklar, ob die Geräusche für die ‚Alten‘ Musik bedeuten und die Lichtphänomene nur ästhetischen Wert haben oder etwas kommunizieren. Auch die im ganzen Raum verteilten Skulpturen verschiedenster Größe, keine mit einer geraden Linie, würden einem menschlichen Betrachter Rätsel aufgeben.

In dem ‚Haus‘ fehlt jedes Anzeichen einer Küche oder von Badezimmern. Offenbar werden beide Einrichtungen als zur Natur

gehörig eingestuft, die man nicht besonders zu entwickeln hat, heißes Wasser aus Geysiren wird in unterschiedlichen Mischungen in Felsbecken geleitet, von denen die oberen, besonders heißen zum Kochen, die etwas kühleren zum Baden und Waschen verwendet werden.

Aus der dritten Höhle entlang des Weges dringen viele Stimmen, fast als wäre es eine Schule. Und das stimmt auch in einem gewissen Sinn. Eine große Anzahl von jungen ‚Alten‘ experimentieren mit verschiedenen Modellen von Paragleitern, die sie durch einsilbige oder telepathische Befehle kontrollieren. Diese, mit ein oder mehreren ‚Schwarzkieseln‘ ausgerüsteten, Fluggeräte scheinen so etwas wie Roboter oder Sklaven zu sein, die man für verschiedenste Aufgaben trainieren kann.

Die etwas ältern Jugendlichen sind in der Lage, mit ihren Fluggeräten sehr komplizierte Manöver auszuführen, Objekte zu ergreifen, zu transportieren und, am erstaunlichsten, zahlreiche Paragleiter gleichzeitig und koordiniert anzuleiten. Die ältesten unter den ‚Kindern‘ unterhalten sich damit, dass sie sich gegenseitig Kunststücke ihrer Paragleiterschwärme zeigen, die dann die anderen nachzuahmen versuchen. Die Flexibilität der Fluggeräte ist verblüffend. Drei von ihnen reparieren gerade eines, das durch eine Kollision mit einem Felsen beschädigt wurde; zwanzig von einem ‚Kind‘ koordinierte heben ein anderes Kind zum Gaudium aller in die Höhle und tragen es einige Meter durch die Luft.

Würde ein Mensch in die vierte Höhle eintreten, würde er mit Entsetzen zurückweichen. Es ist eine Wüstenlandschaft, die sich unendlich weit zu erstrecken scheint, mit allem was dazugehört: Hitze, Sanddünen, Knistern des Sandes, der vom Wind bewegt wird, eigentümliche Gerüche und Geräusche. Einer der ‚Alten‘, der hier als Lehrer fungiert, erklärt den Schülern viele Details, bis er schließlich an einem rostfarbenen Gerät hantiert wodurch er und seine Schüler plötzlich in einer Urwaldlandschaft stehen und dort Neues lernen. Wie in der Wüste so auch im Urwald lassen die Schüler ihre Fluggeräte die verschiedensten Aufgaben durchführen. Beim Verlassen dieser Höhe benutzt der Lehrer noch einmal das rostfarbene Artefakt. Wo vor kurzem noch eine endlose Wüste bzw.

ein großer, undurchdringlicher Urwald war, ist auf einmal nur mehr eine kleine Höhle mit glatten Wänden ...

Alle Lernaktivitäten drehen sich um Geräte, die mit einem ‚Schwarzkiesel‘ kombiniert sind. Sie spielen sich zum Teil im Freien ab, wo neben der Kontrolle von Paragleitern mit Greifwerkzeugen am Strand, im Wasser oder unter Wasser auch andere Eigenschaften geübt werden. Offenbar können einige der Geräte zum Kommunizieren und Archivieren von Information benutzt werden.

Die meisten der erwachsenen ‚Alten‘ arbeiten aber in Schichten und mit nicht zu übersehender Hektik in einer größeren, höher gelegenen Höhle, die trotz ihrer Fremdartigkeit als Labor erkennbar ist. Hier gibt es eine unübersehbare Auswahl von ‚Schwarzkieseln‘, die mechanisch und chemisch in verschiedenster Weise bearbeitet werden. ‚Schwarzkieselroboter‘, ähnlich jenen, mit denen die Kinder trainieren, leisten bei der Arbeit wichtige Hilfestellungen. Einige der Objekte sind kunstvolle Schnitzereien, manchmal an doppelte Fischhaken erinnernd, mit kleinen grauen Punkten, die aus unerfindlichen Gründen an den Enden integriert werden.

»Unsere wichtigste Entscheidung ist es noch immer, und es bleibt uns kaum Zeit, welches Datenmodell wir bei den Archivkommunikatoren verwenden sollen«, sagt Betha und nimmt ein Glas in die Hand, in der er eine Flüssigkeit schüttelt. »DNA oder RNA? Dieses D54 Modell ist auf DNA Basis entwickelt und verwirklicht eine Million vierhundert und acht parallele Prozesse.«

»Aber wenn wir so weit gehen, sind sie dann noch kontrollierbar?«, fragt Alfa besorgt. »Es ist ja jetzt für unsere Kinder schwer genug zu erlernen, wie die Modelle der C-Reihe trainiert und kontrolliert werden müssen!«

Betha zuckt die Schultern: »Die Kinder werden zunehmend besser. Ich habe erst gestern wieder beobachtet, wie ein Schüler problemlos mehr als 30 Geräte der C-Reihe gleichzeitig kontrollierte und koordinierte, das entspricht etwa einem D54 Modell!«

»Ja«, äußert sich Ganna, »ich habe sogar gesehen wie ein Mädchen ein Modell der C-Reihe die Schallgrenze durchbrechen ließ und auch dabei die Kontrolle nicht verlor ...«

Wochen später arbeiten die ‚Alten‘ im Labor noch immer an demselben Problem, nämlich unglaublich komplexe Probleme

in kürzester Zeit zu berechnen. Sie machen Fortschritte, aber der endgültige Durchbruch ist noch nicht gelungen.

Plötzlich stürmen zwei der ‚Alten‘ von draußen in die Laborhöhle. Alle blicken auf und folgen ohne Zögern der Aufforderung sofort ins Freie zu kommen. Sie stehen auf dem Felsvorsprung vor der Höhle und sehen wie einer der Alten mit Verzweiflung auf einen riesigen Granitfelsen in der Entfernung zeigt.

»Es gibt neue Beben. Stärker als je zuvor. Näher bei der Oberfläche. Seht wie der Berg sich bewegt.«

Deltaa, der älteste der ‚Alten‘, lässt sich weitere Daten geben. Dann trifft er ohne zu zögern, die schwerwiegende Entscheidung: »Wir können nicht bleiben. Diesmal wird es ernst. Wir stehen vor einem gewaltigen Ausbruch, der die Erdoberfläche verändern wird und dessen Staubwolken die Erde in eine weitere Eiszeit werfen könnten. Wir haben getan, was wir konnten. Wir haben mit Hilfe der ‚Schwarzkiesel‘ viel erreicht, wir haben einige unserer Geräte in versteckten Höhlen zurückgelassen, sei es für eine unserer zukünftigen Generationen oder für intelligentes Leben, das hier einmal entstehen wird, und das durch Zufall auf einige unserer Geräte stoßen könnte. Aber wir werden unsere Forschungen mit den ‚Schwarzkieseln‘ auf unserem Heimatplaneten fortsetzen müssen.«

»Aber haben wir denn genug vom Mineral Obsidian geerntet, um damit weiter arbeiten zu können?«, erkundigt sich Ganna.

»Wir können nur hoffen, dass es reichen wird. Die Laderäume unserer Raumschiffe sind zum Bersten voll. Mehr ist nicht möglich. Begeben wir uns auf den Heimflug. Ob unsere Nachfahren je wieder auf diesen Planeten kommen werden?«

In unglaublich kurzer Zeit sind alle Höhlen, die die Alten hier und in anderen Teilen der Erde verwendet haben leer und wie im Urzustand, ausgenommen einige eigentümliche Artefakte, die man in Höhlen und Bächen bewusst, aber immer sehr versteckt, zurücklässt.

Jahrzehntausende werden vergehen, bis die ersten dieser Geräte von Maoris gefunden und mit Mythen umgeben werden. Und weitere tausend Jahre werden vergehen bis entdeckt wird, dass die von den ‚Alten‘ zurückgelassenen Geräte, unabhängig von ihren

verschiedenen Funktionen, mehr leisten können, als die besten und größten Computer des beginnenden 21. Jahrhunderts. Dass das Zusammentreffen des neuseeländischen Mädchens Aroha mit dem Österreicher Marcus dabei eine entscheidende Rolle spielen wird, gehört zu den Zufällen der Menschheitsgeschichte ...

## 2. Hapakapa - Der Anhänger

Wenn man am wilden Karekare-Strand steht, mit dem Rücken zu den hoch heranrollenden Wellen des Meeres und mit den Augen den Bach den steilen Hang hinauf verfolgt, wo er im Himmel zu verschwinden scheint, und wenn man ganz genau weiß, wo man suchen muss, dann ist es möglich, dass man gerade noch einige hohe Bäume ausmacht. Sie stehen am Beginn eines verborgenen Tals.

Das Tal ist auf keiner Karte eingezeichnet und schwer zu finden. Es ist in dichtem, undurchdringlichem Wald versteckt. Die Stimmung, die das Tal ausstrahlt, wechselt so rasch wie das Wetter in diesem Teil Neuseelands. Von tiefblauem, subtropischem Himmel zu wild sich türmenden Wolkenbergen, zu sturzbachartigen Regenmassen oder anhaltendem Sprühregen, der Nebelfetzen durch die engen Täler treibt.

An einem Tag zu Beginn des Frühlings steht eine junge Frau, Aroha, alleine auf einer Lichtung in der Nähe des oberen Endes des Tales. Nach Westen hin kann sie einen mit Manuka-Büschen bewachsenen Hang sehen, der zum Meer hin steil abfällt. Nach Osten hin verbergen Hügel und Wald den Blick nach Auckland, wo sie jetzt lebt und das von hier eine Autostunde entfernt liegt. Aber es ist nach Süden hin, wo der Weg abrupt abbricht, hinein in das verborgene Tal, das auf Aroha eine fast magische Anziehungskraft ausübt und in das sie hinuntersteigt.

In ihrer Wanderhose, einem dünnen Anorak und mit einem kleinen Rucksack kämpft sie sich durch die dichten Manuka-Büsche, zwischen denen scharfes Gras wächst. Bei einer Steilstufe des Weges rutscht Aroha auf dem feuchten Boden aus und versucht vergeblich, sich an kleinen Zweigen und Wurzeln fest zu halten. Erst nach einigen Metern, nicht weit von jener Stelle entfernt, wo der Bach entspringt, der durch das Tal fließt, kommt sie wieder auf die Beine.

Es ist still. Aroha hört weder das Zwitschern von Vögeln, noch die Geräusche des Meeres, die durch die Hänge des Tales und den Wald abgeschirmt werden. Sie schließt tief atmend ihre Augen. Die uralten Puriri Bäume mit ihren flechtenüberzogenen Ästen und den



roten Beeren scheinen seit Beginn der Zeit hier zu stehen und sahen zu, wie sich tätowierte Maori Krieger wilde Kämpfe lieferten.

Langsam und vorsichtig folgt Aroha dem Bach abwärts, an kleinen Wasserfällen vorbei, manchmal im Bach oder am Bachrand, dann wieder etwas höher auf einer moosbewachsenen Böschung, die der Bach wie eine perfekte Skulptur unterhöhlt hat. Nicht immer ist das Fortkommen einfach; sie muss sich häufig den Weg über umgestürzte Bäume und durch Schlingpflanzen hindurch kämpfen, mehr als einmal wünscht sie, sie könne sich wie Tarzan von Baum zu Baum schwingen.

Schließlich hält sie. Sie watet durch das Wasser, setzt sich auf einen großen Stein und verzehrt ihr Mittagessen, während sie Wellen und Wirbel beobachtet, die die Strömung unter und um den Felsen erzeugt. Die beiden Teile des Baches scheinen ihr wie die zwei widersprüchlichen Einflüsse in ihrem eigenen Leben: Maori und Pakeha<sup>1</sup>.

Die ersten fünf Jahre ihres Lebens verbrachte sie im Marae, einem kleinen Maori Dorf ganz im Norden von Neuseeland. Sie hörte glücklich den Geschichten der Großmutter zu, der weisen Kepa, wie man sie nannte, und wo Aroha jedes Mal gehofft hatte, die Geschichten würden nie aufhören. Die weise Kepa war der Matriarch der Familie, sie führte und leitete diese sanft aber auch fest. Sie bestand darauf, die alten Traditionen nicht aufzugeben und versuchte, das auch bei den Mitgliedern der Großfamilie durchzusetzen. Aroha wurde, der Maori Tradition entsprechend, im Alter von wenigen Monaten von ihrer Großmutter adoptiert. Arohas Mutter und ihr englischer Vater hatten große Schwierigkeiten Arbeit zu finden, die ihnen Zeit für die Betreuung des Kindes gelassen hätte; und ihre Großmutter wollte andererseits unbedingt, dass Aroha in einer Maori Umgebung aufwuchs.

Die weise Kepa verlangte, dass alle Maori sprachen, wenn die Zeit des Geschichtenerzählens kam, aber dass sie Englisch reden konnten, wenn sich die Familienmitglieder zu anderen Zeitpunkten unterhielten, etwa während die Frauen Flachs zu Körben, Taschen oder Wandteppichen woben. Beim Spielen mit anderen Kindern aber war die Trennung der Sprachen nie so genau gewesen.

---

[1] Eine etwas abfällige Bezeichnung der Maoris für die europäischen Zuwanderer.

Mit einem Gefühl der Unruhe denkt Aroha an das neue Leben, das für sie mit dem Beginn des ersten Universitätsjahres in wenigen Wochen beginnen wird.

Sie setzt die Erforschung des Tales fort. Gleichzeitig ist sie nur halb bei der Sache. Immer wieder geht ihr durch den Kopf, ob das Biologiestudium sie so faszinieren wird, wie sie das hofft. Und wird sie Freunde finden?

Sie folgt dem Bach eine weitere Stunde. Das Fortkommen wird immer schwieriger. Schließlich scheint es kein Weiterkommen mehr zu geben. Der Bach ist tief und reißend geworden, rechts ein steiler Felsen, am rechten Bachrand undurchdringliche Büsche und große Baumstämme, die den Weg versperren. Auf Händen und Knien kriechend gelingt es ihr, sich unter einer großen Baumwurzel durchzudrängen, während sie Spinnwebenfäden, kleine Wurzeln und andere Hindernisse Zentimeter um Zentimeter aus dem Weg räumen muss. Irgend etwas treibt sie weiter.

Dann wird es wieder leichter; sie kann aufstehen, schüttelt sich Staub und Blätter aus Haaren und Kleidung und hält verblüfft inne. Sie steht in einer anderen Welt, wie in einem Raum aus einer anderen Zeit: Farnbäume<sup>2</sup> und Neuseelandpalmen<sup>3</sup> bilden ein natürliches Dach, durch das die zylindrischen Stämme von riesigen Kauribäumen<sup>4</sup> himmelwärts wachsen. Am Boden sind die Wurzeln mit Flechten und Moos wie mit einem weichen Teppich überwachsen, aus denen da und dort die Buschorchideen Neuseelands ihre Blüten strecken.

Sie steht an einem Platz, den die Zeit vergessen hat. Hier, in diesem verborgenen Tal, hat sie einen Ort gefunden, der ehrwürdig, alt und offenbar seit Jahrzehnten nicht mehr von einem Menschen besucht worden ist. Die ‚Kathedrale‘ tauft Aroha den Ort ohne darüber wirklich nachzudenken.

---

[2] Farnbäume und Varianten wie die »Cabbage Trees« und die Nikau-Palme bestimmen das Bild des niedrigen Waldes in den Waitakeres, jenes zerklüfteten Mittelgebirgsgebietes nahe Auckland in dem der größte Teil dieses Romans handelt.

[3] Auch unter Nikau-Palme bekannt.

[4] Neben den verschiedenen Varianten von Farnbäumen ist der Kauribaum wohl der typischste aller neuseeländischer Bäume. Er wird so alt und groß wie die roten Zedern in Kalifornien und zeichnet sich durch sein knotenloses Holz (die Äste sitzen sehr hoch) und seinen zylindrischen Stamm (der sich also nach oben hin kaum verjüngt!) aus, was diese Bäume durch Aushöhlung zum Bau von Einbäumen und Booten prädestiniert.

An einem Ende dieses von der Natur geschaffenen Raumes ist ein alter Kauribaum umgestürzt, hat mit seinem Wurzelwerk Teile der Bachböschung mitgerissen und liegt nun quer über dem Wasser. Aroha geht näher an den umgestürzten Baum heran: ‚Ob wohl die großen Regenfälle der letzten Wochen den Boden so aufgeweicht haben, dass dieser schöne Waldriese umstürzte?‘, überlegt sie sich, während sie die mächtigen Wurzeln betrachtet, an denen noch große Brocken glänzenden Lehms zu sehen sind. Der Lehm ist glatt, mit blauen Streifen, ohne Verunreinigungen, so wie ihn die Maoris in einem Marae für das Brennen von Gefäßen verwenden.

Im Lehm glitzert etwas, das wie eine Glasscherbe aussieht. Aroha ist entsetzt: ‚Abfall, hier an dieser Stelle? Undenkbar!‘ Sie kniet nieder, beachtet nicht wie Hose und Hände anfangen, sich immer weniger von der Farbe des Lehms zu unterscheiden. Um zu dem glitzernden Stück zu kommen, muss Aroha unter einigen der abgerissenen Wurzeln durch, bekommt Erde in die Haare und ins Gesicht, rutscht mehrmals gefährlich tief zum Bach hinunter, kämpft sich wieder hoch, bis sie endlich das, was wie eine Scherbe aussieht, in der Hand hält. Sie entfernt so viel Lehm von dem Ding wie möglich und hält es dann in die Höhe, wo ein Lichtstrahl die Baumdecke durchbricht. Was sie in der Hand hält, hat die Gestalt eines Fischhakens.



‚Es ist eine Art Schnitzerei. Die Form ist typisch für Kunstwerke aus der ganz frühen Zeit... dieses scheint eines zu sein, die Form ist schön. Und vielleicht habe ich etwas Altes, ganz Altes, gefunden‘.

Aroha wäscht die Schnitzerei sorgfältig. Dann sucht sie sich einen bequemen Baumstamm, wo sie sich hinsetzen kann und betrachtet das schöne gefundene Stück. Von ihrem Vater, einem Naturwissenschaftler, weiß sie, dass es aus Obsidian<sup>5</sup> sein muss, einem schwarzen, fast glasähnlichen Stein vulkanischen Ursprungs. Sie verfolgt die Ränder vorsichtig mit einem Finger. Eine Seite hat eine eigenwillige geometrische

[5] Obsidian wird auch »Feuerkiesel« genannt.

Form, auf der Rückseite ist ein Muster von grauen Punkten sichtbar. Aroha merkt, dass sie aufgeregt wird. ‚Was ist los mit mir? Werde jetzt nicht verrückt‘, sagte sie sich selbst ‚du hast eine zu lebhaftes Einbildung.‘

Aroha kann noch nicht wissen, dass sie einen ‚Mindcaller‘ gefunden hat, genauer gesagt, die Hälfte eines ‚Mindcallers‘. Aber selbst wenn sie es wüsste, noch könnte sie zu diesem Zeitpunkt mit dem Begriff nichts anfangen. Dennoch, Aroha weiß, ohne zu wissen warum sie es weiß, von Legenden über Lebewesen in grauer Vorzeit, die manchen Zauber in Schnitzereien aus Obsidian eingewoben haben.

Aroha bewundert die glatten und schönen Formen der Schnitzerei, die nur an einer Stelle kantig sind, weil hier offenbar ein Stück fehlt. Sie fragt sich, wer ihr mehr über ihren Fund erzählen könnte.

Sie schließt die Augen und zuckt zusammen. Sie »sieht« plötzlich die Spur eines Lächelns, ohne aber ein Gesicht ausmachen zu können. Verwirrt öffnet sie die Augen. Das gerade Erlebte war so eigentümlich, dass sie es nicht fassen kann. Wie kann sie mit geschlossenen Augen etwas »sehen«? Zögernd schließt sie nochmals die Augen. Da ist es wieder, diesmal noch intensiver!

*Schwarze Augen. Mit einer Andeutung von Sehnsucht.*

*Augen, die sie zu rufen scheinen!*

Noch nie hat Aroha etwas in ihrer Vorstellung mit solcher Klarheit und Schärfe gesehen. Aber was sie noch mehr verblüfft ist, dass sie, ohne ein Gesicht »gesehen« zu haben, doch sofort weiß, wem das Lächeln und die Augen gehören: ihrer Großmutter, der weisen Kepa! Wie ist das möglich, nachdem sie das Dorf und ihre Großmutter schon seit vielen Jahren nicht mehr besucht hat?

Aroha sitzt lange stumm da und blickt immer wieder die Schnitzerei an. Seit vielen Jahren zum ersten Mal denkt sie fast wie in einem Gebet an Ranginui (Vater Himmel) und Papatuanuku (Mutter Erde). Klarer und deutlicher als je zuvor kann sie manche Maori-Mythen empfinden und verstehen, dass es die Liebe war, die Himmel und Erde erschuf. Maori-Worte und Maori-Namen, die und deren Bedeutung sie seit langem vergessen hat, fluten ungebeten in ihren Kopf, nicht als Eindringlinge sondern als alte Freunde, die ihr etwas zurufen wollen, das sie noch nicht verstehen kann.

„Was ist mit mir geschehen?“ „Ist es dieser Ort, diese ‚Kathedrale‘, oder ist es diese Schnitzerei die ich gefunden habe?“

Schließlich macht sie sich doch auf den Rückweg. Zerkratzt und verschmutzt aber erfüllt von einer neuen Lebendigkeit erreicht sie den Ausgangspunkt. Nach der stummen Dunkelheit des alten Waldes funkelt es hier im Sonnenschein. Auf der ersten großen Lichtung hört sie Grillen und sieht Bienen zwischen den wilden Frühlingsblumen: blauen Enzian, gelben Löwenzahn, Gänseblümchen, großen, rot blühenden Klee. Gräser und Flachs biegen und tanzen im Wind, erzeugen ein sich immer wieder verschiebendes Muster, das an die sich ständig ändernden Wolken am Himmel erinnert. Tuis<sup>6</sup> und Graue Grasmücken<sup>7</sup> singen ihre Lieder, das Echo der am Strand sich brechenden Wellen dringt herauf, ein tiefes, ungleichmäßiges Rauschen, wie das Atmen eines Riesen. Über dem Meer und über ihr kreisen Möwen und Schwalben ohne Ende. All das war hier vorher auch gewesen, aber es stürmt jetzt auf sie ein, als hätte sie vorher halb geschlafen, und als wäre sie erst jetzt wirklich erwacht und lebendig. Sie setzt sich so, dass sie sich mit ihrem Rücken gegen einen großen Pohutukawa<sup>8</sup> Baum lehnen kann, zerpflückt eine Flachspflanze in Einzelfäden, aus denen sie eine Schnur flicht. Diese befestigt sie vorsichtig an die Schnitzerei und kann nun den »Fischhaken« als Anhänger um den Hals tragen.

Als sie kurz die Augen schließt, raunt eine Stimme ihr zu: „Ja, trage nur dieses Kapakapa“, und Aroha weiß, dass dies das Maori Wort für Halskette oder Anhänger ist. Plötzlich »sieht« sie *blau-grüne Augen. Augen, die glänzen und strahlen, wie auf einer neuen Schnitzerei*. Aber dann ändert sich das Bild und sie »sieht«:

*Den kleinen Bach der am Fuße eines großen Baumes vorbei in eine verzauberte Wildnis führt, wo sich Clematis und andere Schlingpflanzen bis zu den Gipfeln der Bäume hochwinden, wodurch natürliche, wasserdichte Höhlen entstanden sind. Treffplätze für sie als Kinder ...*

---

[6] Typischer neuseeländischer Vogel: schwarzes Federkleid, weiße Federn im Halsbereich, sehr spezifischer Gesang.

[7] Der neuseeländische »Grey Warbler«

[8] Dieser zu Weihnachten wunderschöne rot- blühende Baum ist das Weihnachtsgeschenk der Natur an die Neuseeländer

Ja, das war, wo sie mit anderen Kindern in der Jugend spielte, oft mit verteilten Rollen als verschiedene Maori Stämme, die gegenseitige Überfälle planten!

Beim Geschichtenerzählen im Dorf hatte Zauberei immer eine große Rolle gespielt. Vielleicht kommt es dadurch für Aroha nicht völlig überraschend, als sie plötzlich *Silberne Feen die am Mond tanzen* als nächstes Bild »sieht«. Und dann »sieht« sie sich plötzlich selbst als kleines Mädchen, mit braunen, gelockten Haaren und grünen Augen, um Mitternacht noch unterwegs:

*Beim alten Karaka Baum vorbei, durch das kleine Tor  
vorbei an der roten Schnitzerei eines Kriegers, so schnell es geht  
auf Zehenspitzen  
klopfendes Herz  
am alten Haus vorbei  
über den Zaun  
in den Schatten der Farnbäume  
beim Fluss - wo die Alten leben<sup>9</sup>!*

Aroha muss sich von den Bildern losreißen. Sie zwingt sich, ihre Augen zu öffnen ... und ist zurück in der Realität.

Solche Kindheitserinnerungen- wieso wird sie jetzt mit ihnen konfrontiert? Sie weiß, man hat ihr immer wieder erzählt, dass sie über eine übertriebene Phantasie verfügt. Aber, und das macht sie mehr als ein bisschen besorgt, selbst als Kind hat sie mit ihrem »inneren Auge« nie und nimmer Geschehnisse mit der Deutlichkeit gesehen, mit der das jetzt geschehen war, deutlich, klar und doch in einer einzigartigen, unerklärbaren Weise. Was sie gerade erlebt hat, ist nicht vergleichbar mit der Beobachtung eines Filmes. Vieles, was sie ‚sah‘, waren nicht ‚vollständige‘ Bilder oder Szenen. Aroha weiß nicht, wie man das Erlebnis am besten beschreiben kann. Am ehesten noch mit Phrasen wie: ‚etwas, das ganz verschieden ist vom Sehen und vom Hören. Etwas, das über normales Denken und Empfinden weit hinausgeht.‘

Zurück in der Stadt muss Aroha immer wieder an die neuen Erlebnisse denken. Sie will mehr über ihren Anhänger in Erfahrung bringen und sucht stundenlang im Internet. Aber das einzige was sie findet ist ein Wörterbucheintrag der bestätigt, was sie ohnehin

---

[9] Maoris werden immer so begraben, dass ihre Gräber zu einer Wasserfläche schauen, damit die Seelen der Toten in der Nacht zum Wasser gehen können.

weiß, dass das Maori Wort ‚Kapakapa‘ die Übersetzung für einen Halsschmuck in Kettenform ist. Es ist das erste Mal, dass sie Trauer darüber empfindet, viele Maori Worte seit ihrer Kindheit vergessen zu haben. Als Ausgleich beschließt sie, ihren Anhänger in Zukunft für sich nur mehr Kapakapa zu nennen.

Aber sie zeigt ihr Kapakapa niemanden.

Aroha kehrt an vielen Sonntagnachmittagen zum verborgenen Tal zurück, auch um dem Gefühl der Einsamkeit, das sie oft in der Stadt empfindet durch ihre Welt hier, in die sie immer wieder gerne eintaucht, zu entgehen. Sie liebt es auf der Lichtung oberhalb des Tales auf dem Bauch zu liegen und nach Westen auf das Meer hinauszusehen. Sie kann die hereinrollenden Brecher lange beobachten, das allmähliche Anwachsen der Flut oder das Zurückweichen des Wassers, das hunderte Vögel jedes Mal kreischend begrüßen, weil sie im nassen Sand und in verbleibenden Wassertümpeln kleine Meerestiere und unvorsichtige Fischchen als willkommene Nahrung finden.

Das fallweise Auftauchen von Menschen am weit unten liegenden Strand betrachtet Aroha als Störung: Sie zieht es vor, sich mit ihren eigenen Gestalten zu umgeben und beginnt, alles Lebendige um sie herum als liebe Freunde zu betrachten: den alten schläfrigen Großvater Rimu<sup>10</sup>-Baum, der sich gelassen am Rande der Lichtung sonnt und sich durch nichts aus der Ruhe bringen lässt, die jungen Kowhai<sup>11</sup> Bäume, auf denen meist zwei Tuis sitzen, die sie regelmäßig mit ihrem Gesang begrüßen, mit einem Gesang der nie gleich klingt und die gelben Schmetterlinge, die ihr wie goldene Feen vorkommen, die von den Wiesenblumen kosten. Sie liebt die Waldtauben, die liebevoll ihr Nest in einem alten Karaka-Baum bauen und auch andere Vögel, wie die Grauen Grasmücken, die sich von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang über das Tal hinweg ununterbrochen melodisch zurufen. Einmal, Aroha ist fast sicher, sieht sie auch einen Takahe<sup>12</sup> !

---

[10] Rimu ist ein Baum aus hellem, harten Holz, der große knorrige Äste entwickelt, die den Eindruck von Alter noch verstärken.

[11] Kowhai Bäume sind schlanke, zart gewachsene Bäume mit hängenden gelben Blüten, die von den Tuis auch als Nahrung verwendet werden.

[12] Der Takahe ist ein Vogel, der wie der Kiwi nicht fliegen kann. Er hat einen hellroten Schnabel und ist (weil er seine Eier am Boden legt, wo sie durch kleine Säugetiere wie Marder oder Ratten gefährdet sind) vom Aussterben bedroht.

Zu ihren besten Freunden gehören aber zwei Fantails<sup>13</sup>, jene kleinen Vögel, die oft kilometerweit mit Menschen mitfliegen um winzige Insekten zu fressen, die die Menschen durch ihre Bewegung aufstöbern.

So hat Aroha auf ihren Spaziergängen immer zwei kleine Freunde, die mitfliegen. Und nach einigen Wochen ist sich Aroha sicher, dass es immer dieselben sind.

Aber Aroha beschäftigt sich auch mit Pflanzen, Büschen und Beeren, denkt an das Wissen, das ihr ihre Großmutter vermittelte. Sie erinnert

sich beispielsweise an die orange-roten Beeren des Karaka Baumes, die man wochenlang wässern muss, bevor sie ihr Gift verlieren oder an spezielle Disteln, deren Boden man essen<sup>14</sup> kann.

An klaren Abenden sitzt Aroha oft an jener Seite der Lichtung, von der aus man das Meer am besten beobachten kann. Sie wartet dann gespannt, ob es wieder zum »grünen Leuchten« über dem Meer kommen wird. Obwohl sie die physikalischen Gesetze kennt, die dieses Phänomen auslösen, ist sie immer wieder davon überrascht und fühlt sich glücklich, wenn sie es erlebt. Die Tatsache, dass die Reflexion der Lichtstrahlen von der Dichte der Luft abhängt, entzaubert den Vorgang in keiner Weise. In den letzten Augenblicken, in denen die Sonne im Meer zu versinken scheint, verfärbt sie sich manchmal von Rot zu Orange, zu Gelb und dann ganz plötzlich - und nur für einen Augenblick - in intensives,



[13] Der englische Ausdruck »Fantail« passt besser als der deutsche »Pfauentaube«, weil diese winzige Taubenart einen fächerähnlichen Schwanz hat.

[14] Eine Variante des in Österreich bekannten »Jägerbrotes«, eine in den Kalkalpen gängige Distelart, hat eine ca. ein mm dicke »Bodenschicht«, die man als fast vollwertigen Brotersatz verwenden kann.

strahlendes Hellgrün. Dann verschwindet sie und es wird dunkel und ruhig.

An manchen Abenden zündet Aroha ein Feuer in der Mitte der Lichtung an und schläft im Freien in einem Schlafsack. In den klaren Nächten, in denen sie weg von den Lichtern der Stadt liegt, werden auch die Sterne zu ihren Freunden. Sie kann viele benennen: die Zeigersterne, die auf das Kreuz des Südens hinweisen, Orion, Leo, Pegasus, Andromeda ...

Selten trägt sie ihren Anhänger. Noch immer ist sie unschlüssig, was er bedeutet und wie sie sich weiter verhalten soll. Aroha versteht auch nicht, warum er manchmal Bilder liefert, wenn sie die Augen schließt und manchmal nicht. Sporadisch und unvorhersehbar produziert er Eindrücke, oft aber bleibt er passiv. Aber selbst wenn sie ihn trägt, nimmt sie ihn vor dem Einschlafen immer ab. Sie hat Bedenken, den Anhänger zu tragen, die Augen zu schließen und durch den Schlaf die Kontrolle über das Öffnen ihrer Augen zu verlieren.

Eines Abends, als sie auf der Lichtung liegt und im Begriff ist, vor ihrem verglimmenden Feuer einzuschlafen, vergisst sie, das Kapakapa abzunehmen. Sie beginnt zu dösen. Plötzlich lodert das Feuer vor ihr hoch auf. Sie merkt erst nach einer Schrecksekunde, dass es der Anhänger ist, der ihr die Bilder liefert:

*Ihr Vater wirft große Holzprügel ins Feuer, so dass die Funken hoch stieben und alle vor der Hitze zurückweichen. Es ist Guy Fawkes Nacht und es wird nicht nur ein großes Feuer geben, sondern auch ein Feuerwerk, das der Vater für die Familie und die Nachbarn vorführt.*

Das Bild schwankt ein bisschen. Die Geschichte geht einige Tage früher weiter:

*Der Vater ist über diverse Pulver im Chemiezimmer der Schule gebeugt und stellt Feuerwerkskörper her. Nur er darf das, als Direktor der Schule und als Naturwissenschaftler. Er füllt mit einem Lächeln das Pulver in Blechdosen und legt Zündschnüre hinein.*

Wieder schwankt das Bild, und es ist wieder Guy Fawkes Nacht, so als könnte sich der Anhänger nicht entscheiden, was er zeigen soll.

*Die Blechdosen werden gerade aufgestellt und die Zündschnüre angezündet. Feuer von Purpurrot bis Emeraldgrün, von Kobaltblau bis Magnesiumweiß schießen hoch ...*

Das Bild wird unscharf, stabilisiert sich wieder, springt zu einer Szene die Aroha nicht sehen will:

*Der Vater, der an Krebs stirbt, der Vater, der bis zum Ende vergeblich dagegen ankämpft.*

Aroha zwingt sich ihre Augen zu öffnen. Der »Spuk« ist weg. Ein kühler Wind bläst über die Lichtung, das Feuer glimmt noch einmal auf. Aroha nimmt entschlossen den Anhänger ab. Sie versteht, was dieser tut, noch weniger als zuvor: Bisher zeigte er immer nur emotional positive Ereignisse und Bilder, warum dann heute die Szenen mit ihrem todkranken Vater, an die sie sich nicht erinnern will?

Es ist an diesem Abend, an dem sie noch lange wach liegt, als es Aroha endgültig klar wird, dass sie anders ist als andere. Sie ist nicht besonders an Männern interessiert, obwohl das die meisten 17-jährigen Frauen oder Mädchen offenbar als das Wichtigste ansehen. Sie empfindet umgekehrt den Unterricht an der Universität als Vergnügen, auch in den von vielen gehassten Fächern wie etwa Mathematik. Und sie hat einen Anhänger, den sie nicht versteht, der aber wohl irgendwie zu ihr gehört und ihr Leben mit ihrer Vergangenheit verbindet.

Vorsichtig nimmt sie das Kapakapa in ihre Hand, schließt die Augen und »sieht« ein Bild aus alten Zeiten:

*Tawhirimatea (der Wind) stürmt und singt in dem Baumspitzen neben dem alten Haus in dem Dorf ihrer Großmutter.*

Tränen stürzen Aroha aus den Augen, denn sie erinnert sich sehr gut an diesen Tag der großen Zurückweisung, wo sie das erste Mal erleben musste, was es heißt, nirgendwo hin zu gehören. Sie denkt: ‚Warum bin ich nicht braun oder weiß, warum bin ich dazwischen?‘ Aber sie beschließt an diesem Abend, das Beste aus dem zu machen, was sie ist. Sie wird wie eine Weiße studieren und erfolgreich sein. Und sie wird den Wurzeln ihrer Mutter nachgehen und wird das Wesen der Flüsse, der Berge, der Täler, der Seen, der Menschen und des Lebens finden. Und sie ist sicher, die Alten werden ihre eines Tages helfen können, das Rätsel des Kapakapas zu entschlüsseln.

### 3. Aoroma - Die Welt des Lichtes

Aroha beschließt nach einigen Wochen, Tagträumereien und wundersame Vorkommnisse zu ignorieren und sich in ihre Universitätsarbeit zu vertiefen. Sie versteckt den Anhänger tief in einer Schublade: Sie will sich nun ganz auf ihr Biologiestudium konzentrieren, will zeigen, dass sie so gut oder besser ist wie die rein europäischen Mitstudierenden.

Als sie es am wenigsten erwartet, sich am wenigsten bemüht, ist ihre Einsamkeit auf einmal zu Ende. Sie blickt nach einem längeren Gespräch eines Tages in das strahlende Gesicht Kalinas, einer Mitstudentin, mit der sie schon mehrmals flüchtigen Kontakt hatte und weiß plötzlich, hier hat sie eine Freundin gefunden.

Kalina öffnete für Aroha die Tür zu Welten erstaunlicher Musik, von denen Aroha nichts geahnt hatte, prächtige polnische Polonaisen, Horas, jenen in Rumänien noch immer verbreiteten Volkstänzen im 2/4 Takt, die in einem Kreis aufgeführt werden, schwedische Weberei- Lieder, alte französische Bourrees, die heute als Tänze nur noch in der Auvergne praktiziert werden, israelische Liebesduette und vieles mehr.

Aroha findet diese neue Welt der Musik, besonders der volkstümlichen Tänze so aufregend, wie sie sich das früher nie hätte vorstellen können.

Manche Musik löst in Aroha heftigste Bilder und Assoziationen aus. Der Klang einer aus Holz geschnitzten Note auf dem Taragot Dumitrus lässt vor ihrem Auge das Bild von schwarzen, gebückten Rücken entstehen, die versuchen, mit einfachen Hauen die sonnenverbrannte Erde Rumäniens zu lockern; einige Takte auf der Geige eines Zigeuners genügen, dass ihr Herz zu der Mutter fliegt, welche am Tage der Hochzeit um den ‚Verlust‘ ihrer Tochter trauert; ein paar Klänge griechischer Musik nach einem Schluck Wein und Aroha riecht das Feuer des selbst gebrannten Pflaumenschnapses bei einem Pfingstfest in Griechenland, sieht die knorrigen alten Olivenbäume im Wind, und hört den jungen Mann, der dramatisch versucht, seine Eltern zu überzeugen, dass er in Amerika ein besseres Leben finden wird.



An einem Sonntag machen Aroha und Kalina einen Ausflug zu den Küsten Waitakeres. Der Wind bläst vom Meer, das blonde Haar weht über den Schultern Kalinas, ihre Wanderung durch die Dünen und dann am Strand zur wechselnden Melodie des Meeres ist wie ein Tanz. Arohas Gefühl des Glücks, einen seelenverwandten Menschen gefunden zu haben, leuchtet wie eine Wellenkrone, wie die glitzernden Tropfen, wenn sich die Wellen am Rand der Sandbuchten auf den Klippen brechen.

Es ist ein fehlerloser Tag, ein Tag ohne Makel. ‚Was für eine perfekte Stimmung, eine Stimmung, deren Erinnerung ich mir für immer bewahren muss.‘ Aroha und Kalina lächeln stets im selben Moment, lachen über dieselben Kleinigkeiten, haben das Gefühl, die Gedanken der Freundin zu fühlen. Und die ganze Zeit spürt Aroha fröhliche Musik in ihrem Kopf, die von den Bassnoten der Brandung begleitet wird und vom Sopran der Vögel.

Als sie sich am nächsten Tag in der Stadt treffen, ist Aroha noch voll von dem Erlebnis des gemeinsamen Ausflugs. Kalina erzählt mit Begeisterung und in vielen Details über eine Musikveranstaltung, die in wenigen Tagen in die Stadt kommen wird. Als sie schließlich aufbricht, bleibt Aroha mit einem leicht unangenehmen Gefühl der Überraschung zurück: Es wird ihr bewusst, dass Kalina den gestrigen Tag kein einziges Mal erwähnt hat, so als wäre er nie gewesen.

Aroha schlägt ihrem Vater nach, und interessiert sich für die Naturwissenschaften. Kalina hingegen ist im Herzen eine Vollblutmusikerin. Sie spielt Flöte und Bassklarinette. Kalina erzählt Aroha von ihren Eltern in Polen. Ihr Vater ist Spezialist in osteuropäischer Musik, ihre Mutter gibt Tanzunterricht. Aroha lächelt innerlich: kein Wunder, dass Kalina mit Musik und Tanz so vertraut ist. Und nach den Erzählungen wird es Aroha auch klar, wo Kalina gelernt hat, dass man sehr hart arbeiten muss um erfolgreich zu sein!

Im Winter lesen sie Bücher, während sie unter Bäumen sitzen und an Keksen knabbern. Wenn es nicht regnet, dann ist in Auckland auch der Winter warm genug um angenehm im Freien zu sitzen. Die meisten Bücher sind Vorschläge von Kalina, die sich nicht nur als Musikerin sondern auch als sehr belesen herausstellt, wobei sie wissenschaftliche und faktenorientierte Werke besonders

schätzt. Als Ausgleich führt Aroha Kalina in die Welt von Zukunfts- und Fantasy-Romanen ein. ‚Der Herr der Ringe‘ gehört zu den gemeinsamen Lieblingsbüchern. Aroha kennt das Werk von früher, aber der Zauber des Buches entfaltet sich noch einmal, als Kalina die Bücher laut vorliest. Oft ignorieren sie den kühlen Wintersturm der durch die Baumwipfeln tobt, sitzen eng zusammen in wetterfesten Anoraks oder auch zusätzlich in eine Decke gehüllt und folgen Tolkiens Gestalten über Zeit und Raum und durch alle Prüfungen und Gefahren. Oft vergeht die Zeit so schnell, dass sie überhastet aufbrechen und in die Stadt zurückeilen müssen, denn Kalina besteht darauf, jeden Tag mindest einige Stunden ernsthaft an ihren Studium arbeiten zu können.

Im Laufe der Monate wird das verborgene Tal ein mystisches Zuhause für die beiden Freundinnen. Im späten Frühling oder an den Herbstnachmittagen, wenn die Sonne schräg auf die Lichtung oberhalb des Tales fällt, verwandeln sich die Gräser und Farnkräuter zu einem Schauspiel goldener Farbtöne mit einer solchen Eindringlichkeit, dass Aroha die Gegend ‚Welt des Lichtes‘ oder auf Maori ‚Aorama‘ nennt... einen Ausdruck, den sie nur mehr vage aus der Kindheit kennt, den sie zur Sicherheit im Internet überprüft.

Die Stimmung in ‚Aorama‘ ist so einzigartig, dass Aroha nach langer Zeit auch wieder ihren Skizzenblock zu verwenden beginnt, und auch ihre Staffelei und Malfarben wieder auspackt.

So ist es für Aroha dann auch ganz natürlich, dass sie Kalina als die ungewöhnliche junge Frau des ungewöhnlichen verborgenen Tales sieht und sich vorstellt, dass Kalina feinsten Stoff wie aus

Altweibersommer gewoben trägt, in hellen Blau- und Gelbtönen. Und sie schenkt ihr ein Silberkettchen mit kleinen grünen Steinen, die in der Sonne glitzern wie das Meer.



## **Ode an eine ungewöhnliche junge Frau**

*An die Überlebendigkeit:*

*Augen leuchten, glänzen,*

*Strahlen*

*Spiegel der Seele*

*Prächtig*

*Klugheit*

*Mehr, als nur sein*

*Überzeugend, überwältigend*

*An die Schaffenskraft:*

*Denkendes Fühlen, fühlendes Denken*

*Tanzende Großmütter*

*Starke junge Männer neben*

*Verkrüppeltem Lachen*

*An die Überempfindsamkeit:*

*Kratzende Wolljacken*

*Mitleid*

*Fingerspitzen, die suchen*

*Gefurchte Stirne, Stille, und Verstehen*

*An die Herausforderung:*

*Sprache verstehen*

*Furcht unbekannt*

*Durchhaltevermögen*

*An das Geräusch der Brandung:*

*Weiche Stellen*

*Warmes Getränk*

*Vertrauen*

*Morgengrauen*

*An den Wind und den heftigen Regen:*

*Sanftes Warmsein*

*Bodenlose Tümpel*

*Friede, unendlich weit*

*Lieder ohne Gesang*

*An das weiße Hemd, die weißen Kamelien und das Mondlicht  
auf dem Wasser:*

*Klare Linien die zittern*

*Unbeschreiblich süß*

*Griechisch*

*An den blauen Enzian:  
Schönheit in Kleinheit, Eleganz  
Welt in einer Welt, in einer Welt, in...*

*An die Liebe:  
Fliegen, aufsteigen  
Ohne Grenzen  
Durchdringendes Glück  
Goldenes Kreisen  
Das Ganze ist so viel größer als die Teile*

Es gibt manche Gelegenheiten, bei denen sie Musiker nach Aoroma einladen. Sie machen dann Musik mit Gitarren, Flöten verschiedenster Art und der Bassklarinette. Und als Begleitung dient der Rhythmus der Brandung.

Sie tanzen im Mondlicht und beim flackernden Feuer bis die ersten auf der Lichtung in ihre Schlafsäcke kriechen. Aber da gibt es noch keine geschlossenen Augen. Sondern es beginnen sich die weichen, dann wieder heftigen Töne der Singenden unvergesslich harmonisch zu vermischen mit dem Klang der Musikinstrumente. Es entsteht eine Bindung, mächtiger als eine starke Umarmung.

Manchmal steigen die beiden Freundinnen tiefer in das verborgene Tal, das etwas Magisches ausstrahlt. Aroha empfindet diese Aura manchmal so stark, dass sie nur mehr flüsternd zu sprechen wagt, und oft so wortkarg wird, das Kalina erstaunt und neugierig das entrückte Gesicht Arohas sieht. Aroha kommt es manchmal fast so vor, als würde sie in eine Kirche gehen, in der die mächtigen Kauri-Bäume die Säulen sind, die die Decke der Kirche, den blauen Himmel, tragen. Ihr Herz scheint dann hinaufzureichen bis zu den Wolken, zum Wind in den Baumwipfeln, zu den Vögeln, die ihren Freunden zurufen, zu den Möwen und Schwalben die ihre Kapriolen hoch über dem Meer machen. Kalina zeigt Aroha die Hummel, die aus dem moosbedeckten Erdloch heraus kriecht, die Ameisen, die Teile von Blättern über Hindernisse hinweg tragen, die schwarzen Käfer, die in der Sonne sitzen, als wollten sie noch schwärzer werden. Beide sammeln die blassgrünen Buschorchideen mit ihrem errötenden Inneren. Und immer hört Aroha die schwachen tiefkehlige Echos von Wind und Meer, als würden sie sie rufen und rufen ...

Nach einem solchen Tag nimmt Aroha ihren Anhänger, das Kapakapa, aus dem Versteck in der Schublade heraus. Sie tastet mit ihren Fingern über die glatte Oberfläche, bevor sie die Kette über den Kopf gleiten lässt. Am Anfang fühlt sie sich unsicher, fürchtet sich vor plötzlich auftauchenden Bildern. Aber als Tag um Tag vergeht, ohne dass das Kapakapa mit seinen Bildern aus der Vergangenheit aktiv wird, trägt sie ihn häufiger, aber immer unter ihrer Bluse, für andere unsichtbar, verborgen.

Schließlich kommt die Nacht, in der die Ereignisse Aroha unkontrolliert überraschen. Sie hat ihre Musikerfreunde zu einem Fest nach Aorama eingeladen. Als die Sonne untergeht, bemerkt Aroha, und nur sie bemerkt es, dass sich ihre Tierfreunde versammeln: Fantails, Tuis, die Graue Grasmücke und sogar junge Wachteln mit ihren Eltern. Am Himmel kreisen Schwalben aus der gesamten Umgebung als zusätzliche Gäste. Selbst die Bäume scheinen sich der Menschengruppe zuzuneigen.

Aroha spürt die Einheit ihrer menschlichen Freunde mit der Natur in einer unbekannten Schärfe. Das Festessen wird serviert: Auf kleinen Kerzen in Ständern erhitzen sie in kleinen Töpfchen würzige, schmackhafte Soßen, in die sie knusprige Brotstücke tauchen. In andern Gefäßen blubbert süße Schokolade, karamellisierter Zucker, und weiche Soßen mit Nussplittern, die mit Biskuit und Keksen gegessen werden.

*Dann nimmt die Zahl der Gäste zu. Auch Menschen aus ihrer Dorfvergangenheit und die Alten, die sie am Fluss in mancher Nacht als Kind besucht hat, scheinen sich zu ihnen zu gesellen.*

Aroha wird sich ihres Kapakapas unter ihrer Bluse bewusst. Heute feiert die ganze Lichtung, das ganze Tal und alles was irgendwie damit zusammenhängt mit ihnen, bis hin zum Meer, zu den Büschen, den Farnen, den Gräsern.

Kalina spielt auf der Bassklarinette mit herzverbrennender Schönheit, manche Musikteile werden plötzlich mitgesungen.

*Musik in Bewegung,  
Bewegung in der Musik,  
Gewebe von Melodien.  
Töne,  
Klar,*

*Verführerisch,  
Sich ändernd,  
Schneller werdend,  
Nicht loslassend,  
Verzaubernd.*

Aroha singt und tanzt mit den anderen. Ihre Füße scheinen den Boden nicht zu berühren, ihr ICH ist nicht mehr in ihrem Körper, fliegend, schwebend, alles sehend. Wer wagt zu sagen, dass Wasser nicht zu Wein werden kann?

Am nächsten Tag kann Aroha nicht mehr sagen, wo die Wirklichkeit am Vorabend für sie aufhörte und sich zu Fantasien wandelte. Aber in ihrem Gedächtnis sind die Bilder des Vater Waldes, des ältesten Sohnes von Vater Himmel eingätzt, wie er mächtig stand, noch mächtiger als die riesigen Kauri- Bäume, die er beschützt.

Es ist Aroha klar, dass ihr Zustand, ihre Erlebnisse, auf das Kapakapa zurückzuführen sind, dass von diesem ihr anderer ‚Bewusstseinszustand‘, das Aufblitzen von Bildern, Szenen und Einsichten, herrührt. Sie ist sich unsicher, wie weit die anderen Ähnliches spürten, ja überhaupt merkten, dass sie wie verzaubert war. Mit einem vagen Gefühl der Überraschung wird Aroha bewusst, dass sie weder das Kapakapa noch die ‚Kathedrale‘ in der sie es fand, bisher Kalina gezeigt oder ihr davon erzählt hat. Irgendwie schien nie der richtige Augenblick dafür gekommen.

In den nächsten Monaten arbeitet Kalina wie eine Besessene. Aroha bleibt gar nichts übrig als oft allein in das verborgene Tal zu gehen. Dadurch hat sie mehr Zeit, über das geheimnisvolle Kapakapa zu grübeln und wie sie dessen Geheimnissen auf die Spur kommen kann.

Sie unterhält sich einmal mit Kalina ausführlich über jene denkwürdige große, letzte Feier und ob ihr dabei nicht irgendetwas Außergewöhnliches oder Übernatürliches aufgefallen sei. Aber Kalina wird nach wiederholten Fragen ungeduldig. Als ihr Aroha ein bisschen von dem erzählt, was sie glaubt erlebt zu haben, zeigt sie sich ungläubig, skeptisch und, was Aroha mit Trauer feststellt und am Schlimmsten findet, schlichtweg desinteressiert.

## 4. Bäche und Berge

Um die Mitte des nächsten Universitätsjahres schließt Aroha eine neue Freundschaft. Kevin, ein junger Mann der dem Typ »ruhig und dunkel« entspricht, ist mitten in seiner Ausbildung zum Bergführer und Fachmann für Natur- und Nationalparks. Er geht in dieselben Vorlesungen über Botanik und Zoologie.

Eines Abends, nach den ersten großen Prüfungen, lädt Kevin Aroha und Kalina ins Cyber Cafe ein, wo ein guter Freund einen Teilzeitjob hat. Mike hat sich unter Bergsteigern einen Ruf gemacht, weil er in manchem Sommer an bis zu sechs großen mehrtägigen Touren auf der Südinsel teilnahm. Die Tatsache, dass Mike außerdem einer der begabtesten Physik- und Mathematikstudenten Neuseelands ist, geht neben seinem Ruf als ein mit Wildnis und Bergen durch und durch Vertrauter fast völlig unter.

»Wann warst Du das letzte Mal auf einer größeren Tour, Mike?«, fragt Kevin.

»Schon seit Mai nicht mehr«, antwortet Mike seufzend.

»Bei mir ist es auch nicht anders. Das einzige, was ich in letzter Zeit gemacht habe war, eine Gruppe in die Hunuas<sup>15</sup> zu führen, aber da war nur eine einzige Übernachtung in der Wildnis dabei. Insofern fühle ich mich total außer Form«.

»Also das mit ‚außer Form‘ trifft sicher auf mich noch viel mehr zu«, sagen Aroha und Kalina gleichzeitig.

»Wie wäre es mit einem Ausflug in die Waitakeres?«, fragt Mike.

Sie diskutieren mehrere Möglichkeiten, bis schließlich Aroha meint: »Warum gehen wir nicht zu meiner Lieblingsstelle, ich habe sie ‚verborgenes Tal‘ genannt. Wir fangen oben in der Nähe eines alten Weideweges an, der direkt über dem Strand von Karekare liegt und wandern dann das Tal hinunter. Ich habe das alleine noch nie geschafft, denn es gibt auch schwierige Stellen, wo es sehr steil wird.«

Kalina mischt sich ein: »Das ist eine prima Idee. Ich kenne den oberen Teil, er beginnt bei einer wunderschönen Lichtung, wo ich mit Aroha schon öfter gewesen bin. Aber wir sind noch nie weit hinunter gegangen und eigentlich bin ich seit langem neugierig, wie

---

[15] Die Hunuas sind eine bewaldete Hügel bzw. Berglandschaft nördlich von Auckland.



das Tal weiter geht. Aroha nennt die Gegend, jedenfalls den oberen Teil, Aorama, die Welt des Lichtes, und ihr werdet sehen warum. Es ist wirklich ein schöner Platz.«

»Und er ist leicht erreichbar«, erklärt Aroha. »Die Lichtung, ist nur einige hundert Meter von der alten Karekare Cattle Road entfernt. Wir könnten dort mit Schlafsäcken übernachten, um uns die Anfahrt in der Früh zu ersparen und sind dann auch am zweiten Tag zeitlich nicht unter Druck.«

»Gut, dann sollten wir es als Wochenendausflug planen. Ich könnte meine Arbeit hier an einem Freitag etwas früher beenden, und es ist dann für uns alle vermutlich gleichgültig, ob wir am Samstag oder Sonntag zurückkommen«, meint Mike.

Am übernächsten Freitag sitzen sie in einem alten Kombi, der vor Gepäck übergeht. Neben Kevin, Aroha und Kalina ist natürlich Mike dabei, und hat seine Freundin Jeannie mitgenommen. Die beiden kennen sich aus den Vorlesungen über Quantenphysik, mit denen Jeannie keine große Freude hat und bei denen ihr Mike viel hilft, meist geht er mit ihr sogar in die Vorlesung.

Sie fahren zu fünft von Auckland Richtung Waitakeres, und dort die ersten Hügelketten hinauf. Kevin und Mike bestehen darauf, auch am ersten Tag schon ein Stück zu gehen, um sich »warm zu laufen«. Sie lassen ihren Wagen daher bei einer aufgelassenen Station der alten Waitakere Eisenbahnstrecke stehen, und packen ihre Ausrüstung. Neben Schlafsack, warmer Kleidung und Regenschutz genügend Essen und Kochgeräte. Es werden gewaltige Rucksäcke und sie machen sie sich gegenseitig über ihre zusammengestoppelte Ausrüstung lustig. Einer Schotterstraße, auf beiden Seiten von dichtem Busch wie eingeklemmt, folgen sie endlos viele Kilometer, wie es Aroha vorkommt. Sie ist froh, dass sie beim Packen ihres Rucksacks nur das Allernotwendigste mitgenommen hat.

Kevin führt. Er pfeift vor sich hin und ist sich offensichtlich der Richtung ganz sicher. Schließlich halten sie an einer Stelle, wo der dichte Wald einen Durchgang zu erlauben scheint. Inzwischen ist es spät und dunkel geworden. Alle essen eine Handvoll Studentenfutter<sup>16</sup>, schalten ihre Taschenlampen ein und brechen

---

[16] »Studentenfutter«, in Neuseeland »scroggin« genannt, gehört dort noch immer zu einem Muss, was Essen auf Touren in der Wildnis anbelangt. Die auch in Europa lange Zeit sehr populäre Mischung aus Nüssen, Rosinen und Schokoladestückchen enthält pro Gewichtseinheit sehr viel Energie.

nach einer kurzen Pause auf. Sie gehen tief gebückt, nicht nur wegen der Last der Rucksäcke, sondern weil sie sich jetzt, ohne Strasse, in recht unwegsamem Busch unterwegs sind. Es ist kein Weg sichtbar, aber Kevin lässt keinen Zweifel, dass er weiß, wo sie sind und hin müssen. Aroha kommt es vor wie Stunden, die sie sich durch den Wald kämpfen. Doch auf einmal stehen sie auf der Karekare Cattle Road, die Aroha so gut kennt, und wo sie nur noch den kleinen Pfad, den Aroha und Kalina durch ihre zahlreichen Besuche hier schon ausgetreten haben, einige hundert Meter bis zu der Lichtung folgen müssen.

Müde wie sie sind halten sie sich nicht mehr lange auf und kriechen in die Schlafsäcke. Die Wanderung ist länger als erwartet und recht anstrengend gewesen, es ist schon knapp vor Mitternacht.

»Ich habe mein Insektenschutzmittel vergessen. Hast du deines mitgenommen?« fragt Kalina die neben ihr liegende Aroha.

»Ja, habe ich, da, verwende es. Mein Problem ist, ich habe kein Deodorant mit und werde nach zwei Tagen großartig riechen.«

»Das werden wir alle«, meint Kalina schläfrig, »mach dir nur deswegen keine Sorgen.«

Aroha ist körperlich müde, aber sonst ist sie es nicht. Sie fühlt mit Erregung das Kapakapa, das irgendwie aktiv ist. Es beginnt eine Verbindung zwischen Natur und ihr herzustellen. Sie spürt wie der Wind flüstert und sie ruft, sie möge zur ‚Kathedrale‘ im verborgenen Tal kommen. Aroha weiß, dass sie alle am nächsten Tag dort hin gehen werden und schläft mit einem Gefühl der Vorfreude und Neugier ein.

Am nächsten Morgen wachen sie beim ersten Vogelgezwitscher auf. Sie lassen die großen Rucksäcke auf der Lichtung zurück und nehmen nur mit, was sie untertags brauchen werden. Aroha führt sie zum Rand der Lichtung, wo es steil in das verborgene Tal hinunter geht. Sie stolpern und rutschen lachend hinunter, schon jetzt überall voll Schmutz und Lehm, bis zum Ursprung des Bachs, bis sie schließlich zu der Stelle gelangen, wo man nur auf den Knien kriechend durch kann, wie Aroha es seinerzeit gemacht hatte. Dann stehen sie erstaunt und in Ehrfurcht in der ‚Kathedrale‘. Ihre Augen folgen den großen Kauribäumen, die durch das Blätterdach zum

Himmel durchstoßen. Alle sind von dieser Stelle überwältigt und beeindruckt. Kevin berührt Aroha kurz an der Hand.

»Danke, dass du uns zu diesem Platz gebracht hast. Er ist wie aus einer anderen Welt.« Ihre Augen treffen sich.

Da merkt Aroha, dass der Wind ihr drängend zuflüstert. Sie sieht, wie der Wind zwei dünne Stämme von jungen, nebeneinander stehenden Kauris bewegt, die ihr zuwinken.

»Hier müssen wir weiter gehen«, flüstert sie, »es wird Zeit.«

Wie sie nacheinander zwischen den beiden Kauris durchgehen merken alle, aber nicht alle gleich stark, dass sich vieles um sie in eigentümlicher Weise verändert. Aroha, die dies am stärksten spürt, schnürt es die Kehle zusammen, sie bringt kein Wort heraus. Sie merkt, wie sich das Licht gewandelt hat, die Farbtöne und die Intensität. Wieso? Was hat das zu bedeuten?

»Schaut euch die Farbe der Bäume an«, flüstert schließlich Jeannie.

»Sie sind irgendwie seltsam, oder seltsam geworden. Aber ich kann es nicht richtig in Worte fassen«, murmelt Kevin.

»Und merkt ihr den Geruch«, sagt Mike, »er ist irgendwie frischer als ich ihn je in irgendeinem Tal bemerkt habe.«

»Ja, ich habe auch ein ganz starkes Gefühl, dass hier alles irgendwie jünger ist, neu ist«, stammelt Aroha, die ihre Sprache wieder gefunden hat.

Langsam und vorsichtig gehen sie weiter talabwärts. Sie klettern an einer Reihe von Wasserfällen vorbei, rutschen über feuchte Grashänge, überqueren mehrmals den Bach, wobei sie ohne zu zögern mit ihren Bergschuhen direkt in das Wasser steigen<sup>17</sup>.

Nachdem sie an einem Wasserfall hinunter vorbeigeklettert sind, der größer war als alle vorhergehenden, machen sie Rast und essen eine Kleinigkeit und genießen diese unberührte ungewöhnliche Umgebung.

»Also ich muss schon sagen«, beginnt Mike zögernd, »diese ganze Gegend erscheint mir irgendwie fremd«.

---

[17] Wanderungen in Neuseeland, vor allem auf der Nordinsel, sind oft nur möglich, wenn man Bäche nicht nur immer wieder durchquert, sondern sogar fallweise in ihnen entlang geht, weil der Busch daneben zu undurchdringlich ist, oder die Felsen zu unwegsam sind. Die Schuhe auszuziehen, wie man das in Europa machen würde, wäre ein Fehler, man würde sich früher oder später verletzen. Das Wasser durch geschicktes Ausnutzen von Steinen zu vermeiden, führt unweigerlich dazu dass man irgendwann ausrutscht und zur Gänze ins Wasser fällt...

»Ja«, ergänzt Kevin, »ich habe noch nie einen so hohen Wasserfall in den ganzen Waitakeres gesehen, und wir sind in einer Gegend, die ich an sich gut kenne!«

»Sind wir vielleicht bei der ‚Kathedrale‘ irgendwie auf die andere Seite des Bergrückens gekommen ohne es zu merken? Aber ich kann mir das nicht vorstellen: Wir sind doch nie weit vom Bach weggekommen«, sagt Mike.

Kevin ist ganz sicher: »Nein, das ist unmöglich. Alles erscheint mir seit der ‚Kathedrale‘ irgendwie wunderschön. Ist dir aufgefallen, wie leicht wir den schwierigen Abstieg geschafft haben?«

»Ja, das stimmt. Es schaute von oben sehr schwierig aus. Und auch von hier, aber er war auch für uns, die wir weniger geübt sind, kein Problem«, unterstützt Aroha die Aussage Kevins.

»Wie erklärt ihr euch eigentlich die kuriosen Änderungen bei den Pflanzen?«, erkundigt sich Jeannie.

»Ein Mikroklima?«, versucht Mike eine Antwort zu geben, an die er selbst nicht recht glaubt.

»Aber wie erklärt ihr euch vor allem die eigentümlichen Lichteffekte als wir aus der ‚Kathedrale‘ herauskamen?«

Fast zornig unterbricht Kalina: »Wovon redet ihr den eigentlich? Mir ist weder beim Licht noch bei den Pflanzen etwas Besonderes aufgefallen. Ihr redet euch doch da nur irgendwas ein.«

Die anderen ignorieren den Einwand Kalinas und zeigen sich gegenseitig weitere Dinge die ihnen absonderlich vorkommen. Kalina schüttelt nur erstaunt den Kopf.

Aroha drängt es, näher zum Wasserfall zu kommen. Sie nimmt das Kapakapa aus der Bluse, und drückt es fest. Das Gefühl der Unwirklichkeit verstärkt sich. Die Bäume werden heller, und allmählich hört sie Stimmen aus dem fallenden Wasser. Sie erinnert sich, dass Flüsse, Bäche und Wasserfälle bei den Alten als heilig galten, und ihr ist, als würden diese zu ihr sprechen, ohne dass sie sie versteht. Je länger sie in das wirbelnde Wasser starrt, um so mehr kommt es ihr vor, als würde sie dunkle nackte Gestalten sehen, die sich umarmen und tanzen.

Sie zuckt zusammen, als sie plötzlich laut den Ruf von Mike hört: »Aroha, wo bist du? Es wird Zeit, dass wir weitergehen.«

Hastig verbirgt Aroha das Kapakapa und läuft zu den anderen zurück. Ihr Herz schlägt wie verrückt, und das ist nicht nur vom

Laufen. Sie fragt, noch ganz außer Atmen die anderen, ob sie auch etwas wie singende Stimmen vom Wasserfall her gehört haben, aber ihre Freunde sehen sie nur erstaunt und verständnislos an.

Sie erreichen Felsen, die so steil aussehen, dass Kevin darauf besteht, sich anzuseilen. »Wenn wir weiter unten einen sicheren Platz finden werde ich ein paar Grundregeln des Kletterns erklären« meint er mit etwas Besorgnis in seiner Stimme: Er hat nicht mit ernsthafter Kletterei in dieser Gegend gerechnet und auch Mike blickt erstaunt.

Die zwei Männer sichern das Seil sorgfältig und lassen zuerst die Mädchen vorsichtig hinunterklettern. Dann folgen sie. Alle sind überrascht, wie leicht diese schwierige Stelle zu bewältigen ist.

Nach einer halben Stunde durch dichtes Gebüsch treten sie auf einen Strand - und bleiben vor Überraschung wie angewurzelt stehen.

»Das ist nicht Karekare«, stottert Kevin.

»Es ist kein Strand den je ich den Waitakeres gesehen habe; und ich bilde mir ein, alle zu kennen«, fügt Mike erstaunt hinzu.

»Ich sehe keine Anzeichen irgendeiner Strasse, die doch hier sein müsste ... ich verstehe nicht, wie wir uns so vergehen konnten. Man sieht doch vom Karekare Strand aus das obere Ende des verborgenen Tals und sieht doch auch vom Strand aus Teile des Baches, den wir herunter gekommen sind. Wie ist es dann möglich, dass wir jetzt nicht auf Karekare stehen? Und wie kommen wir weiter?«, stöhnt Aroha, die die Anstrengungen des Marsches spürt.

»Wir müssen wohl zurück wie wir gekommen sind«, meint Kalina ruhig.

»Nein, das wäre zu langweilig«, meint Mike. »Ich glaube, wir sollten versuchen, den normalen Weg zu finden, indem wir auf der anderen Hangseite hinaufsteigen.«

»Damit wir uns dann endgültig verirren?« sagt Aroha, der die Ungereimtheiten allmählich zu viel werden. Und als einzige ahnt sie, dass das Kapakapa dafür verantwortlich ist und etwas bei Ihnen auslöst, eine Art Halluzination, durch die sie die Wirklichkeit verändert sehen.

»Aroha, Mike hat den Ruf, dass er sich in der Wildnis immer zurecht findet, sogar im Dunklen. Er bringt uns ohne Probleme zurück«, wirft Jeannie ein.

Sie merkt nicht den leicht verunsicherten Ausdrucks Mikes, der sich nicht erklären kann, wo sie sind und wie sie hier her kommen konnten: »Was meinst du, Kevin?«

»Ich gehe mit dir eine andere Route zurück, wenn du dir sicher bist, wo wir hingehen«, antwortet Kevin.

»Was meinst du«, fragt Aroha nun auch Kalina.

»Ich glaube, wir sollten uns nach einer Mittagspause entscheiden. Und jetzt sollten wir zuerst einmal schwimmen gehen. Wer kommt mit?«

Alle laufen über die schwarzen Sanddünen<sup>18</sup> und springen in die Brandung. Es ist herrlich, mit dem kühlen Wasser Schmutz und Schweiß abzuspuhlen und sich von den Wellen wiegen zu lassen. Erfrischt laufen sie zurück und diskutieren weiter über die verschiedenen Phänomene, die sie sich nicht erklären können, während sie hungrig Käse und Wurst verschlingen.

»Wir müssen uns irgendwie verirrt haben«, meint Kalina.

Aber Kevin schüttelt entschieden den Kopf: »Das ist unmöglich. Es gibt nur einen Bach von der Karekare Cattle Road zum Meer, und den sind wir entlang gegangen. Wieso wir nicht beim Karekare Strand angekommen sind, verstehe ich absolut nicht. Und auch Mike ist verblüfft und hat keine Erklärung dafür. Darum glaube ich, dass es am sichersten ist, wenn wir den Weg zurückverfolgen, den wir gekommen sind.«

Schließlich beschließen sie, dass es Zeit für den Rückweg ist. Mike führt, findet immer wieder den leichtesten Weg durch Gebüsch oder an felsige Stellen vorbei. Die Müdigkeit beginnt sich auszuwirken: nur langsam gewinnen sie Höhe.

Mit schlafwandlerischer Sicherheit führt sie Mike zurück zur ‚Kathedrale‘. Erst da wird ihnen bewusst, dass nach den Anspannungen beim Abstieg der Rückweg leichter als erwartet war und ohne Überraschungen verlaufen ist. Alles scheint wieder

---

[18] Die Strände in den Waitakeres bestehen aus feinem, schwarzen Sand, der stark eisenhaltig ist und vulkanischen Ursprung hat. Kurioserweise gibt es in den Hügeln mitten im Wald einige Stellen, wo sich große helle Sanddünen befinden. Die berühmteste Stelle ist wohl jene, die man über die schmale Straße zur Bethel's Beach erreicht, wenn man bei der Überquerung des letzten Baches vor dem Strand diesem Bach zu Fuß aufwärts folgt. Man kommt durch dichten Busch in eine Dünenlandschaft, die hier völlig deplaziert wirkt und die mit dem dahinter durch den Sand aufgestauten Süßwassersee fast wie ein Naturwunder wirkt.

ganz normal: das Licht, die Luft, die Bäume. Keiner hatte so recht bemerkt, wann dies eigentlich geschehen ist. Aber sie sind verblüfft, dass sie weder sehr schwierige Felsen zu überwinden hatten, noch einen besonders hohen Wasserfall bemerkten.

Kevin, der als letzter geht, dreht sich noch einmal um, geht durch die beiden jungen Kauri Bäume hindurch und noch ein Stück weiter, den Weg zurück den sie am Morgen gegangen waren: Diesmal ändert sich das Licht nicht! Die anderen, mit Ausnahme

von Kalina und Aroha, werden durch Kevins

Erzählung neugierig, gehen auch ein

bisschen zurück, bestätigen aber,

was Kevin berichtet. Kalina

geht nicht, sie behauptet nach

wie vor ohnehin nie etwas

bemerkt zu haben. Und Aroha

verzichtet. Der Wind, der ihr

am Morgen im Kopf immer

zuflüsterte ‚komm, geh weiter‘

schweigt und das Kapakapa ist

nicht aktiv.

»Wirklich seltsam«, murmelt

Kevin, »ich habe nicht gewusst

dass es so steile Felsen und so hohe

Wasserfälle, wie wir sie beim Abstieg

erlebten in dieser Gegend gibt. Jetzt, am

Rückweg, waren auch keine zu sehen. Aber wieso waren

sie am Vormittag da? Und wieso führte uns der Bach, der mit

Sicherheit zum Karekare Strand fließt heute nicht dort hin? Haben

wir gestern alle zuviel getrunken?«

In der sinkenden Nacht sitzen sie um das Lagerfeuer und singen

alle Lieder, die sie kennen. Auch zotige und manche laut und mit

heiseren Stimmen, aber die meisten eindrucksvoll schön. Kalina und

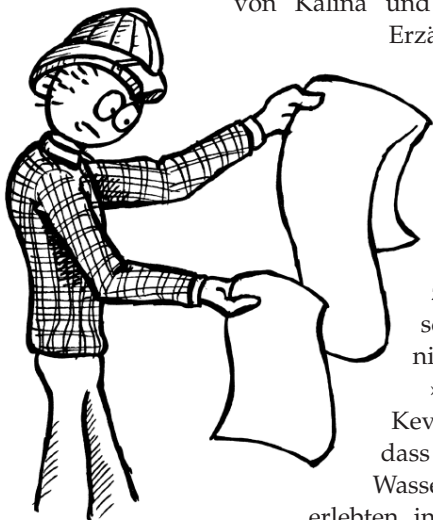
Kevin spielen auf Flöte und Gitarre, und die Musik treibt langsam

weg zu den Gipfeln der Hügeln und fällt in das verborgene Tal.

Am nächsten Morgen schlafen sie länger. Noch einmal steigen sie in

das verborgene Tal hinunter, bis ein Stück nach der ‚Kathedrale‘, aber

sie finden nichts Besonderes und gehen nach einer oberflächlichen



Untersuchung, die nichts Außergewöhnliches ergibt, zurück zur Lichtung, und von dort den mehrstündigen Weg zum Auto.

»Werdet ihr euren Freunden von dem erzählen, was wir erlebt haben?«, fragt Kevin.

»Das ist doch nicht dein Ernst. Du kannst doch niemandem erzählen, dass wir uns bei einem Spaziergang in den Waitakeres verirrt haben, wenn du und Mike dabei gewesen seid, die die Gegend in- und auswendig kennen!«, lacht Kalina laut.

Kevin antwortet nicht, aber er blickt alle sehr nachdenklich an.

Als sie nach einer Stunde Autofahrt die Stadt erreichen, hat Kalina alle bis auf Aroha umgestimmt. Die ungewöhnlichen Ereignisse sind verdrängt, werden einem Übermaß von Fantasie zugeschrieben, mit der sie sich gegenseitig ‚hochgeschaukelt‘ haben, wie das Kalina formuliert.

## 5. Das Höhlensystem

Am nächsten Tag sitzen Aroha, Kevin und Jeannie bei einem Kaffee in der Universität zusammen und unterhalten sich leise.

»Was hast du gestern gemeint, als du von Stimmen erzähltest, die du in der Nähe des Wasserfalls gehört hast?«, fragt Jeannie.

»Nicht in der Nähe des Wasserfalls. Die Stimmen kamen aus dem Wasserfall. Nicht in Worten, die ich verstehen konnte, aber doch deutlich Worte oder zusammengesetzte Silben.«

»Wenn das stimmt, wie erklärst du dir dann, dass wir anderen nichts hören konnten außer dem Rauschen des Wasserfalls?«, fragt Kevin.

»Vielleicht muss ich euch in ein Geheimnis einweihen, von dem ich bisher niemandem erzählt habe«, antwortet Aroha nach einer nachdenklichen Pause.

»Du machst uns neugierig. Wir versprechen dir hoch und heilig es nicht weiter zu erzählen. Worum geht es denn?

»Bei meinem ersten Besuch des verborgenen Tals fand ich dieses hier«. Langsam zieht Aroha das Kapakapa über ihren Kopf aus der Bluse und gibt es Jeannie.

»Das ist schön!«, ruft diese aus, »Wo hast du das gefunden?«

»Ganz in der Nähe der ‚Kathedrale‘, als ich mich das erste Mal genauer umsah.«

»Aber wieso hat das etwas damit zu tun, was beim Wasserfall geschah?«

Aroha sagt langsam: »Also das ist so. Seit dem Tag, als ich diese Schnitzerei - ich nenne sie Kapakapa - fand, habe ich viele unerklärliche Dinge erlebt. Als ich z. B. das Kapakapa das erste Mal in der ‚Kathedrale‘ in der Hand hielt, erschienen mir auf einmal Gesichter, Geschichten und Worte aus meiner Kindheit, die ich seit meiner Kindergartenzeit vollständig vergessen hatte.«

Aroha macht eine Pause, weil es ihr schwer fällt zu erklären, was das Kapakapa auslöst.

»Das heißt, du glaubst das Kapakapa hat so was wie ein latentes visuelles Gedächtnis?«, versucht Jeannie mehr zu verstehen.

»Nein, es ist mehr, es sind auch andere Sinnesorgane involviert. Und dann scheint das Kapakapa manchmal eine Verbindung

zwischen mir und der Natur, aber auch unbelebten Dingen oder verstorbenen Personen herzustellen. Das Problem ist, ich verstehe selber ja nicht, was da eigentlich vor sich geht.«

Aroha streckt die Hand aus und nimmt das Kapakapa von Jeannie zurück, die die Schnitzerei sorgfältig angesehen und befühlt hat.

»Ich nenne es ‚mein Kapakapa‘«, versucht Aroha weiter zu erklären. »Letztes Wochenende als ich es hielt, ‚hörte‘ ich die Stimme des Windes, der durch die Bäume strich und der mich rief, mit euch in das verborgene Tal hinunter zu steigen.«

Sie sieht die beiden fest an und spricht dann stockend weiter: »Und jetzt gerade fühle ich Mutter Erde, die mich ruft und die mir sagt, ich soll wieder ins verborgene Tal kommen und sie dort in einer tiefen Höhle, zu der sie mich führen wird, besuchen.«

»Ich weiß wirklich nicht, was das bedeutet und was wir jetzt unternehmen sollen«, sagt Kevin, »tatsächlich kommt mir vor, dass die Situation jetzt noch komplizierter geworden ist als sie es schon war und das Kapakapa die Erlebnisse nicht erklärt. Wir haben jetzt drei Geheimnisse zu lösen. Woher kommt das Kapakapa, was kann es und wie weit kann es dich oder auch andere beeinflussen. Eines weiß ich aber mit Sicherheit. Ich möchte unbedingt in das verborgene Tal zurück, um es möglichst genau zu erforschen.«

»Das würde ich auch gerne«, sagt Aroha.

»Soll ich dann schauen, ob die anderen am nächsten Wochenende frei haben und sie mitkommen wollen?«

»Das wäre nett.«

Am Abend erzählt Jeannie ihrem Freund Mike von den Erlebnissen Arohas, ohne aber das Kapakapa zu erwähnen. Mike ist mehr als skeptisch. Aber schlussendlich meint er: »Wenn du so stark an das glaubst, dann werde ich das auch tun. Ich werde Ian vom Höhlenforscherverein fragen, ob er nicht mitkommen will. Es gibt wohl kaum eine Höhle im Umkreis von hundert Kilometer die Ian nicht kennt. Und wenn wir wirklich in eine Höhle müssen, wäre es gut, einen Experten dabei zu haben.«

»Danke dir. Danke für alles. Ich weiß nicht, warum ich Aroha diese ungewöhnliche Geschichte so implizit glaube, aber ich tue es.« Und nur damit sie besonders sicher sind, beschließt Jeannie, ein paar extra Taschenlampen in ihren Rucksack einzupacken.

Am nächsten Freitag hat Kalina eine Komposition fertig zu

schreiben und kann nicht mitkommen. Dadurch sind sie wieder zu fünft, weil diesmal Ian, der Höhlenforscher, mitkommt.

Dieses Mal geht es nicht um eine Wanderung um fit zu werden, sondern um eine sorgfältige Erkundung einer Höhle. Sie fahren daher bis zur Karekare Cattle Road, von wo es nur wenige Minuten bis zur Lichtung Aorama sind. Natürlich verbringen sie die halbe Nacht damit, Ian und sich selbst zu überzeugen, dass sie vor einer Woche hier und im verlorenen Tal wirklich Ungewöhnliches erlebten.

Trotz der verschiedenen Schattierungen von Unglauben sind doch alle so neugierig, dass sie mit dem ersten Licht aufstehen. Nach einem kurzen, schweigsamen Frühstück packen sie das Nötigste zusammen, lassen Schlafsäcke, Kochgeschirr usw. auf der Lichtung zurück und steigen in das Tal hinunter. Sie kommen rasch voran, erreichen die ‚Kathedrale‘, die auch auf Ian ihre Wirkung nicht verfehlt.

»Gut, wo gehen wir heute weiter?«, fragt Mike schließlich Aroha. »Wieder talabwärts durch die jungen Kauribäume hindurch, oder was meinst du?«

Aroha dreht sich mehrmals schweigend um, während sie die anderen abwartend ansehen, Ian mit einem ungläubigen Lächeln. Sie weiß: Ich muss die Richtung vorgeben, und ich kann das nicht, wenn mir das Kapakapa nicht hilft.

Mutter Erde schweigt, Aroha hört nur das Rauschen des Windes, aber keine Botschaft.

Auf einmal sieht sie, in Richtung Norden, wie sich zwei Nikau-Palmen stärker bewegen als es der Wind rechtfertigt, so als würden sie ihr zuwinken. Aroha zögert nur einen Augenblick. Dann geht sie zwischen den Nikau-Palmen hindurch. Kevin, Ian, Jeannie und Mike folgen ihr.

Wie am letzten Wochenende ändert sich plötzlich das Licht etwas, und dort, wo ein kleiner Bach fließt, wird es auffällig hell.

»Was ist das nur«, stößt Kevin hervor, »das ist nicht derselbe Bach, den wir letztes Wochenende verfolgt haben. Zwei Bäche, die unabhängig von einander durch dieses enge Tal fließen?«

»Eines ist sicher. Hier sind keine Fußspuren von uns und die wären deutlich zu sehen«, kommentiert Mike.

»Und dann ist da noch etwas, die Pflanzen schauen hier anders aus, irgendwie gedrungener und kleinwüchsiger«, bemerkt Jeannie.



Es ist eine sehr nachdenkliche Gruppe, die dem ‚neuen‘ Bach abwärts folgt. Sie gehen etwa eine Stunde. Da bleibt plötzlich Mike, der führt, so abrupt stehen, dass Aroha fast in ihn hineinläuft.

Der Bach verschwindet direkt vor ihnen in einem Schacht, der fast senkrecht in den Felsen hinunterführt.

»Ich kann's einfach nicht glauben!«, ruft Ian.

Mike dreht sich zu Aroha um und sieht sie sprachlos an. Jeannies erste Gedanken sind ganz ungeordnet und verwirrt: ‚Wie werde ich den anderen erklären können, dass ich einige extra Taschenlampen mitgenommen habe?‘... denn so richtig erwartet hatte niemand, eine Höhle zu entdecken!

»Ich glaube wir sollten jetzt zuerst einmal eine kleine Pause machen und etwas essen«, meint Aroha.

So sitzen sie, kauen schweigend und nachdenklich. Jeannie ist die erste, die sagt, was einige denken: »Und wie werden wir da hineinkommen?«

»Ihr wollt wirklich hineingehen, hinuntersteigen?«, fragt Aroha.

»Natürlich«, antwortet Ian, »wenn es nicht die Chance gegeben hätte eine neue Höhle zu entdecken wäre ich kaum mitgekommen.«

Ian öffnet seinen Rucksack und nimmt eine Anzahl Karbidlampen heraus: »Kein guter Höhlenforscher ist je ohne solche unterwegs«, erklärt er, als er die erstaunten Blicke sieht.

Ohne Kommentar nimmt Kevin ein Seil aus seinem Rucksack, gibt ein Ende Ian und das andere Mike. Er befestigt das Seil um seine Mitte, nicht weit von Mike entfernt.

»Ich steige als erster ein«, sagt Ian, »und schaut bitte genau zu, was und wie ich es mache.«

Er befestigt eine Karbidlampe mit einem Stirnband am Kopf und setzt sich einen Helm auf. »Wie haben nicht genug Helme. Jeder der keinen hat, eine dicke Wollmütze aufsetzen und besonders Acht geben. Man verletzt sich an niedrigen Stellen sehr leicht am Kopf.«

Nun steigt er vorsichtig in die enge, am oberen Ende fast vertikal verlaufende Höhle, mit stark gespreizten Beinen sich an gegenüberliegenden Wänden abstützend, den kleinen Bach vor seinem Körper. Zentimeter um Zentimeter steigt er so vorsichtig hinunter, während Mike ihn sichert und Kevin Mike. Nach einigen Metern erreicht Ian einigermaßen waagrecht verlaufenden Boden. Jetzt steigt Aroha ähnlich hinunter.

Als Jeannie an der Reihe ist zögert sie. »Was ist, wenn ich ausrutsche und mit meinem Gewicht Mike und Kevin herunterreiße?«, fragt sie zögernd.

Ian lacht. »Nun, das wäre kein großes Problem. Du würdest gründlich nass werden, weil du im Bach landen würdest, aber das werden wir früher oder später sowieso alle werden. Und geschehen kann dir nichts, dafür fällt das Wasser hier nicht tief genug hinunter.«

Schließlich stehen alle dicht gedrängt am Boden der Höhle. Von oben sehen sie noch Tageslicht, aber der Bach verschwindet vor ihnen im Dunkeln und lässt nur ein schmales Felsband trocken. Auf diesem kriechen sie auf allen Vieren (es ist nicht genügend Raum um aufrecht zu gehen) weiter: Aroha denkt unwillkürlich an die Krabben, deren Bewegungen sie so oft am Strand mit Amüsement beobachtet hat!

Nach einer halben Ewigkeit... so kommt es allen vor, die vorher noch nie länger in einer Höhle waren... wird es bequemer und sie können aufstehen: sie befinden sich plötzlich in einer großen Höhle mit Steinformationen, mit Tropfsteinen aller

Art, die vermutlich noch nie ein Mensch berührt hat, vielleicht noch nie ein menschliches Auge gesehen hat! Grosse Stalaktiten hängen von der Decke, einige trocken, an anderen tropft noch Wasser und wird in Jahrtausenden die Steine weiter verlängern. Aus

dem Boden wachsen Stalagmiten, einige dünn und nadelförmig, andere als massive Blöcke mit Mustern, die an die Oberfläche von Hirnkorallen erinnern.



Aroha merkt, wie das Kapakapa aktiver wird. Die Fantasie schlägt mit ihr Purzelbäume. Wo immer sie hinschaut... und nur dorthin wirft ja die am Kopf befestigte Karbidlampe ihren Schein... kommt ihr vor, als sähe sie unglaubliche, versteinerte Lebewesen: Riesen, Zwerge, verkrüppelte Gnome, Tiere, von denen oft nur ein Teil des Körpers aus dem Felsen herausragt. Alles in der Zeit eingefroren wie durch einen Zauberspruch.

Als sie weitergehen wird der Gang, in dem der Bach fließt, enger und niedriger. Sie waten im Bachbett, inzwischen bis auf die Haut nass, oft nur einige Zentimeter Luft über ihren Köpfen. An einer Stelle wird es so eng, dass sie die Köpfe nach hinten neigen müssen, damit die Nasenlöcher zum Atmen noch aus dem Wasser ragen: wenn nicht Ian ohne zu zögern voranginge und sie immer wieder antreibt, sie hätten schon lange aufgegeben. Schließlich wird der Tunnel wieder größer, aber der Lärm eines großen Wasserfalls wird immer stärker. Es ist nicht klar, wie sie hier weitergehen können, und ob sie das sollen. Aroha merkt, dass die Höhle sie nicht mehr »ruft«, als hätte sie die Stelle erreicht, die sie entdecken sollte.

Mehr als eine Stunde sitzen Aroha, Jeannie und Mike fast im Dunkeln (sie lassen immer nur eine Karbidlampe auf kleiner Flamme brennen um Brennstoff zu sparen) währen ihre Führer, Ian und Kevin versuchen, eine Route zu finden. Sie sprechen leise miteinander.

»Habt ihr von dem Archäologen gehört, der kürzlich in einer Höhle nicht weit von hier ein intaktes Ei eines Moa<sup>19</sup> entdeckte?«, fragt Mike.

»Du machst einen Witz!«, ruft Jeannie erstaunt.

»Nein, absolut nicht. Es lag im Schlamm in einer tiefen Höhle. Man vermutet, dass der Moa am Höhleneingang nistete und ein Hochwasser das Nest mit den Eiern wegschwemmte, eines davon nicht zerbrach und im Schlamm konserviert wurde.«

»Glaubst du, dass man DNA finden wird, die es erlauben würde, einen Moa zu klonen?«, fragt Aroha.

---

[19] Der Moa (Moastraube, Dinornithiformes), ausgestorbene Vogelordnung mit rund 20 Arten auf Neuseeland, seit dem oberen Miozän belegt; sehr große, im Stand bis etwa 3,5m hohe, flugunfähige, straußenähnliche Laufvögel, die in offenen Baum- und Buschlandschaften, daneben auch in lichten Wäldern lebten, vor allem Pflanzen fraßen und Eier von über 2 kg Gewicht legten; von den Maori ausgerottet (wahrscheinlich Ende des 17. Jahrhunderts). Seit längerem wird darüber spekuliert, ob Moas in unzugänglichen Gebieten Neuseelands doch noch existieren könnten. (c) Bibliographisches Institut & F. A. Brockhaus AG,

Die anderen lachen: »Aroha, du liest zu viele Zukunftsromane und siehst zu viele Filme wie Jurassic Park.«

Aber plötzlich ‚sieht‘ Aroha:

*Große Moas, die durch mannshohe Grasfelder laufen. Junge Moas, mit weit offenem Schnabel, weich gebetet in massiv gewobene Grasnester. Und Greifvögel, die in der Höhe kreisen und die jungen Moas als potentielle Beute sehen, wenn die Eltern sich zu weit entfernen.*

Dann ändert sich auf einmal das Bild: Sie ‚sieht‘ die Höhle fast wie sie wirklich ist und ‚hört‘, als würde ihr jemand aus uralten Zeiten zurufen:

*Vergiss diese Stelle nicht. Du wirst sie vielleicht noch brauchen, aber wenn, dann erst Jahre nachdem du die zweite Hälfte des Kapakapa, wie du den ‚Mindcaller‘ fälschlich nennst, gefunden haben wirst.*

»Schläfst du?« Mit dieser Frage bringt Mike Aroha wieder in die Wirklichkeit zurück. Sie schüttelt den Kopf. Sie hört das Rauschen des Wassers, sie wundert sich über das Gesehene und gerade Gehörte und über das Gefühl der vollkommenen Zufriedenheit und Ruhe, mit dem sie hier sitzt, wer weiß wie viele Meter unter der Erde, wahrscheinlich nur mit der Alternative den beschwerlichen Weg zurück zu gehen. Und doch: Irgendwas, das aus dem Kapakapa strömt, bewirkt, dass sie ein Zusammengehörigkeitsgefühl mit ihren Freunden empfindet und merkt, dass sich dieses auf Mike und Jeannie überträgt ... und vielleicht auch auf Kevin und Ian, die noch immer einen Weg nach unten suchen.

Sie ergreift fast dankbar das Kapakapa und drückt es fest, und auch dieses Mal, wie immer, wenn sie es tut (oder ist es nur wenn sie die weißen Punkte auf der Schnitzerei berührt?), wird das Kapakapa besonders aktiv. Die Höhle wird zu einem lebendigen Museum der alten Geschichte. Sie merkt nicht mehr die Freunde neben sich. Die Felsformationen auf der gegenüberliegenden Seite der Höhle springen auf sie zu, der Spalt wird zum riesigen zahnbesetzten Maul des Taniwha, jenes mythischen Ungeheuers. Die Eisenoxyd-Ablagerungen verwandeln sich zu Blut. Sie spürt die Urgewalt des Tanemahuta, des Gottes des Waldes und des Lichtes, wie er Rangi, den Vater Himmel, von Papa, der Mutter Erde wegschleudert und damit Licht auf die Erde bringt in den Tagen ihrer Erschaffung.

Sie spürt die für immer verbleibenden Spannungen, die dadurch zwischen Vater Himmel und Mutter Erde entstehen. Dann spürt sie plötzlich, wie ihre Vorfahren um sie herumstehen, um sie, die kleine, nicht weiße, nicht dunkle, sondern ockerfarbene Frau. Und dann ‚sieht‘ sie mit Schaudern:

*Hineuitepo, die ‚Frau der Nacht‘, die Todesgöttin der Maori, die Hüterin derer, die die Welt der Lebenden verlassen haben und wie sie mit einem traurigen Blick Aroha ansieht und in der Ferne verschwindet.*

Erschüttert lässt Aroha das Kapakapa ruckartig aus.

Jeannie merkt dies und erkundigt sich besorgt: »Ist irgendetwas nicht in Ordnung?«

»Nein, Jeannie, danke, dass du fragst, ich hatte nur einen unangenehmen Tagtraum.«

Natürlich weiß Aroha, dass es mehr war und sie ist erschüttert. Über die seltsame Prognose, dass dieser Ort einmal eine große Bedeutung für sie haben könnte, aber noch mehr über das Bild der Todesgöttin. Zu sehr war sie als Kind in einem Marae aufgewachsen, um nicht zu wissen, dass man das Erscheinen der ‚Frau der Nacht‘ immer mit dem bevorstehenden Tod eines geliebten Menschen in Zusammenhang bringt.

Um so größer ist ihre Erleichterung, als sie sieht, dass Kevin und Ian unversehrt zurück kommen. Sie hat das Bedürfnis, auf Kevin zu zulaufen, ihn zu umarmen und zu küssen, Schmutz oder nicht Schmutz. Nur der Lack der zivilisierten Verbildung hält sie zurück, ihre Gefühle zu zeigen.

Ian und Kevin kommen mit guten Nachrichten. Sie haben einen Ausgang nach unten gefunden, keinen bequemen, aber besser als zurück zu gehen! Sie verlassen das Bachbett, steigen in einen steil ansteigenden, dann flachen aber engen Gang. An einigen Stellen müssen sie den Rucksack vor sich schieben, sich seitlich drehen, den Kopf auf den Boden drücken, einen Boden, der aus rotem und gelben klebrigem Lehm besteht, der die Haare verfilzt, die Bekleidung unkenntlich und kein Stück Haut mehr als solches erkennbar sein lässt. Nach langer Kriecherei, und als sie wieder auf den Bach stoßen, lacht Ian.

»Ich hoffe, euch macht das Erkunden von Höhlen auch so viel

Spaß wie mir«. Die anderen sind nicht so sicher, auch als sie seinem Beispiel folgen, ihre Rucksäcke fallen lassen und sich in den Bach stürzen, um sich vom Ärgsten zu reinigen.

Aber als sie weitergehen, der Bach sich in einer großen Grotte zu einem unterirdischen See weitet und sie über sich Myriaden von weißen Punkten sehen, wird ihnen wieder klar, was Ian meint. Höhlen bieten ein solches »Kontrastprogramm« von Schönheiten, von Unannehmlichkeiten, von kleineren oder größeren Gefahren oder Überraschungen, dass man einfach mehr lebt, als im Einheitsbrei eines normalen Lebens. Die weißen Punkte an der Decke, ja an allen Wänden, sind neuseeländische Glühwürmchen. Sie sind hier überall, auf den großen Flächen, in den kleinen Spalten, strömen ein ruhiges, schattenloses Leuchten aus. Dieses Leuchten begleitet sie minutenlang zusammen mit dem Tropfen aus unzähligen Ritzen in der Decke der Grotte als sie langsam weiter gehen. Aroha ist die letzte in der Gruppe. Sie fühlt noch einmal, wie Mutter Erde ihr durch das Kapakapa sagt, sie möge das, was sie hier sieht, als ein zeitloses Geschenk an alle Menschen sehen. Und als sich Aroha das letzte Mal umdreht, erscheinen ihr die Glühwürmchen zuerst wie Sterne am Himmel, dann wie Kometen und schließlich wie Meteoriten, die in einer Lichterpracht explodieren wie bei einem Feuerwerk. Sie kann es kaum glauben, dass die Freunde das nicht merken. Sie wird es ihnen weder glaubhaft machen noch beschreiben können.

Zum wiederholten Mal wird es Aroha klar, wie beschränkt die Sprache ist, wie viel wir erleben können und wie wenig wir davon weitergeben können, wenn die andere Person noch nichts Ähnliches erlebt hat. Dazu bedarf es nicht so ausgefallener Phänomene wie Glühwürmchen. Natürlich gibt es die immer wieder zitierten Beispiele dafür, dass man Blinden wohl kaum die Farbe »Rot«, Tauben nicht die Schönheit einer Fuge von Bach erläutern kann. Aber es geht ja viel weiter. Kann man wirklich einem Amazonas Indianer beschreiben, was eine mehrtägige Schitour bedeutet? Einem Neuseeländer, was das Leben in einer Oase in der Sahara mit sich bringt? Ja noch viel einfachere und subtilere Beispiele belegen, wie unzureichend die Sprache ist. Wie kann man das erhebende Gefühl eines gelungenen Jonglieraktes erklären, den Geschmack von Zimt oder von Gurkensalat, den Geruch von brennendem Holz ...

Die normale Sprache, oder gar eine Kodifizierung wie die Schrift, reichen in keiner Weise aus, auch nur ganz einfache Erlebnisse zu erläutern, wenn den anderen Menschen diese Erfahrungen fehlen. Wie soll ihr das dann bei den Erfahrungen mit dem Kapakapa gelingen, die jenseits aller ihr bekannten Gefühlsempfindungen liegen?

Aroha ruft in der Stadt Kalina an, um ihr alles zu erzählen und kann es nicht erwarten, Kalina wenigstens den Eingang zur Höhle zu zeigen. Kalina reagiert etwas zurückhaltend.

Anders ist es bei Ian, Ken und Mike. Mitten in der Woche lassen sie ihre Studien einfach liegen und stehen und fahren nochmals zum verborgenen Tal. Sie sind enttäuscht, dass sie nichts Besonderes finden. Auch Aroha ist überrascht. Allen ist noch nicht bewusst, oder sie wollen dies nicht zur Kenntnis nehmen, dass ohne Aroha mit dem Kapakapa nichts Besonderes erwartet werden kann!

Für Aroha ist es nicht leicht, über ihre Gefühle und Erfahrungen mit den anderen zu reden. Kaum spricht sie davon, merkt sie, dass die anderen ihre Berichte zum Teil als lebhaftes Fantasien abtun. Auch Kalina ist keine Ausnahme. Nur mit Jeannie kann sie wirklich offen reden.

»Aroha, erzähl mir doch einmal genauer, was du in der Höhle erlebt hast. Ich erinnere mich, dass du einmal zusammengezuckt bist und dann nur gesagt hast, du hast einen schlechten Tagtraum gehabt. Aber ich bin sehr sicher, dass es mehr war.«

»Ja, du hast natürlich recht. Es war kein Traum. Es waren wieder Bilder, die mir das Kapakapa zeigte«, beginnt Aroha, »zuerst war auf einmal die Höhle wie in Blut getaucht...«.

Da unterbricht Jeannie: »Das ist ja irrsinnig. Ich habe das auch einen Moment erlebt, war kurz erschrocken, habe es aber einfach als Sinnestäuschung abgetan ...; also kann es sein, dass dein Kapakapa manchmal auf Personen, die dir nahe stehen, ausstrahlt?«

Aroha nickt nachdenklich. »Ich bin nicht sicher, aber ich habe mir das auch schon überlegt. Erwinnere dich an unseren ersten Ausflug ins verlorene Tal: Nicht nur ich sah gewisse Änderungen in den Farben, in der Art der Landschaft, sondern auch ihr... mit Ausnahme von Kalina die diesen Phänomenen sehr skeptisch gegenüber steht. Ich denke es ist so, dass das, was ich durch das Kapakapa erlebe in einer geschwächten Form an manche Menschen weitergegeben wird.«

»Aber hast du sonst noch etwas in der Höhle gesehen?«, lässt Jeannie nicht locker.

»Es war unglaublich. Ich habe Szene nach Szene aus den Maori Mythen gesehen und ich bin sicher, dass ich von einigen nie vorher gehört habe ... und auf einmal erlebte ich sie mit einer unglaublichen Intensität: vor allem eine Mischung von Schöpfungsgeschichten über Erde und Himmel. Ich erlebte die riesigen Muskeln Tanemahutas, des Gottes des Waldes und des Lichtes, wie er Vater Himmel von Mutter Erde wegriss und ihn in den Himmel schleuderte, ich sah die Tränen in den Augen Urus, des verloren Sohns der so getrennten Götter, wie er um seine Eltern weinte. Und ich kann den Ausdruck in den Augen des Fisches nicht vergessen - du weißt schon, der Fisch Neuseeland - wie Maui<sup>20</sup> ihn aus dem Meer zog. Aber am meisten erschreckte mich, dass ich die Todesgöttin, die ‚Frau der Nacht‘, so deutlich sah: Man sagt ja immer, dass das nichts Gutes bedeutet.«

»Und die Todesgöttin hat dich so erschreckt ?«

»Ja«, meint Aroha, »aber es ging nicht um mich, sie bedrohte nicht mich, sie sah mich eher mild, traurig, mitleidig an, als sei ein mir nahe stehender Mensch in Gefahr. Fast habe ich das Gefühl, ich sollte das Ganze als Warnung auffassen, nur weiß ich nicht, auf wen sich das alles bezog. Vielleicht wurde mir das alles auch nur gezeigt, um mir klar zu machen, dass ich in den letzten zwölf Jahren den Teil in mir, der Maori ist, der Maorikultur ist, zu sehr vernachlässigt habe, dass ich meine kulturelle Identität zur Hälfte ausgesperrt habe. Vielleicht erklärt das auch, warum ich mir als Teenager manchmal erschütternd einsam vorgekommen bin, wie es wohl auch meiner Maori Mutter gegangen sein mag, als sie einen Engländer heiratete und dann Lehrerin in einer ganz und gar europäischen Umgebung wurde. Und vielleicht ist das auch der Grund, warum zu Hause nie Maori gesprochen wurde, mir meine Mutter, im Gegensatz zu meiner Großmutter, die ich aber ab einem Alter von fünf Jahren nie mehr gesehen habe, auch nie viel über Geschichte und Mythen der Maori erzählte.«

Aroha ist sich bewusst, dass sie selten ihr Herz so ausgeschüttet hat wie jetzt vor Jeannie. Aber diese hat ruhig und aufmerksam zugehört.

---

[20] Nach den Legenden der Maori war Maui, der Sonnengott, am Meer als er einen riesigen Fisch an seiner Angel hatte. Er zog diesen riesigen Fisch an die Oberfläche: Es waren die Inseln Neuseeland.

»Wie ist das noch einmal? Du hast fünf Jahre ganz im Marae deiner Großmutter gelebt, wurdest dann von deinen Eltern abgeholt, und hast weder deine Großmutter, von der du mir so liebevoll erzählt hast, noch deine anderen Verwandten dort je wieder gesehen?«

»So ist es«, sagt Aroha.

»Aroha, ist dir denn nie bewusst geworden, dass das sehr ungewöhnlich ist? Dass deine Eltern offenbar jeden Kontakt mit der Großmutter und der Maorikultur und was sie für dich bedeuten, verhindern wollten? Dein Vater ist gestorben, hast du mir einmal erzählt. Glaubst du nicht, dass du deine Großmutter und deine Verwandten besuchen solltest?«, sagt Jeannie verwundert.

Aroha schaut Jeannie lange an. »Du bist eine gute Freundin und hast wahrscheinlich recht.«

So trennen sich die Freunde an diesem Tag: Sie haben das Rätsel des Kapakapa nicht gelöst, sie wissen auch nicht, dass eine solche Lösung erst später, viel später gelingen wird, aber doch gehen sie auseinander in einer fast unerklärbar freudigen Stimmung.

Bei der ersten Möglichkeit fährt Aroha mit Kalina wieder zum verborgenen Tal und zur ‚Kathedrale‘. Aber trotz des Kapakapa fühlt Aroha diesmal nichts Besonderes, und zu ihrer Überraschung finden sie auch nicht den Weg zur Höhle.

»Du bist einfach eine unheilbare Romantikerin«, meint Kalina, »und dachtest dir eine Welt zusammen aus Mythen und Legenden und Vorfällen, die es zum Großteil nur in deinem Kopf gibt.«

Aroha reagiert traurig. Ihre Freundin, der sie soviel verdankt, was Musik, Tanz und Lebensfreude anbelangt, und die sie nach wie vor so verehrt, scheint ihr nicht zu glauben: »Du denkst ich erfinde das alles nur? Aber die anderen sind sich auch sicher, dass es hier ungewöhnliche Vorkommnisse gibt oder gegeben hat.«

»Vielleicht. Aber es gibt sicher irgendeine logische Erklärung dafür, die nichts mit den Mythen aus alten Zeiten zu tun hat«, erklärt Kalina mit Bestimmtheit.



## 6. Die Großmutter - die weise Hepa

Fünf Monate vergehen, in denen die Freunde versuchen alles aufzuarbeiten, was an Universitätsarbeit, an Übungsaufgaben und Prüfungen liegen geblieben ist, und trotzdem so oft wie möglich in das verborgene Tal zu fahren.

Kevin ist am hartnäckigsten. Er besucht das Tal und Aorama sogar oft alleine, untersucht buchstäblich jeden Quadratmeter, aber ohne handfestes Ergebnis. Alles scheint stabil und seine Ordnung zu haben, das verborgene Tal führt, wenn man von der ‚Kathedrale‘ direkt hinunter geht zum Karekare Strand, wie man es erwarten würde. Was aber noch immer nicht erklärt, warum sie bei ihrem ersten Ausflug ganz wo anders hingelangten. Kevin findet auch den zweiten Bach und die Höhle nicht mehr, und beginnt an seinem Verstand zu zweifeln.

Als er eines Abends wieder mit Aroha zusammensitzt, während sie sich beide durch Aufgaben in der Botanik als Vorbereitung für die nächste Prüfung durchkämpfen, kommt er wieder einmal auf das verborgene Tal zu sprechen.

»Wie wär’s wenn wir am nächsten Sonntag das verborgene Tal besuchen würden? Nur wir zwei?«, fragt er Aroha scheinbar so nebenher, »Ich liebe das Tal, auch wenn es nichts Neues zu entdecken gibt.«

»Mir geht es auch so«, sagt Aroha und freut sich auf den gemeinsamen Tag mit Kevin. »Und ich werde mein Kapakapa mitnehmen, vielleicht hilft es uns.«

»Wann soll ich dich abholen?«

»Du bestimmst die Zeit. Mir ist alles recht.«

»Ist dir sieben Uhr zu früh?«

»Nein, das gibt uns einen langen Tag. Ich freue mich darauf.«

»Ich auch«, sagt Kevin und verschluckt, was er noch gerne gesagt hätte.

Als Kevin am Sonntagmorgen an die Tür von Arohas ‚Wohnung‘ klopft, hat er dunkle Schatten unter den Augen. Er musste die halbe Nacht arbeiten, um sich den Sonntag freihalten zu können. Aroha ist es nicht anders gegangen, und nur die Freude, mit Kevin in ‚ihr‘ Tal zu gehen, machte es ihr möglich, so früh aufzustehen. So

müde wie beide sind, genießen sie die Fahrt zusammen, aber ihre Unterhaltung ist einsilbig.

Es ist ein herrlicher Morgen, so wie die Tage oft in Neuseeland beginnen, bevor dann überraschend Regenwolken aufziehen. Das Licht spielt auf den Gräsern der Lichtung.

»Die Lichtung verdient wirklich den Namen Aorama - Welt des Lichtes - den du ihr gegeben hast, Aroha.«

Aroha lächelt. Sie essen, wie so oft bei den Wanderungen, eine Portion Studentenfutter. Kevin gibt Aroha alle Schokoladestücke, die er in seiner Portion findet, weil er inzwischen weiß, wie Aroha das liebt. Und er empfindet es nicht als Arbeit, wenn er ihr ein Stückchen zwischen die Lippen schiebt.

»Das muss wirklich eine der schönsten Stellen der Welt sein«, sinniert Kevin weiter.

Sie sitzen dann in einer angenehmen Stille, die Schultern aneinander gelehnt. Schließlich fragt Kevin.

»Hast du das Kapakapa mit?«

»Ja«, antwortet Aroha, »aber bisher spüre ich nicht viel. Doch was ist das?«, sagt sie auf einmal aufgeregt.

Kevin sieht Aroha ins Leere zu starren und in sich hineinzuhorchen. Nach einigen Sekunden atmet sie tief ein und schaut Kevin an: »Ich habe gerade meine Großmutter ‚gesehen‘. Und sie ruft mich! Ich möchte sie wirklich wieder sehen, Jeannie hat mir das auch schon vorgeschlagen. Und ich möchte meine anderen Verwandten im Marae wieder treffen. Ich weiß, dass ich das tun muss. Auch in der Höhle sah ich einmal kurz das Gesicht meiner Großmutter. Und dann die Göttin des Todes, vielleicht wollte sie mir sagen, dass ich mich beeilen muss, wenn ich meine Großmutter sehen will... sie muss ja bald 80 Jahre alt sein!«

»Ja, ich denke auch, dass du sie besuchen solltest. Wenn du willst, begleite ich dich. Aber wie werden wir das Dorf, den Marae, finden? Kannst du dich so weit zurück erinnern?«

»Nein, aber ich werde meine Mutter heute Abend anrufen.«

Diese weigert sich am Abend zunächst, Aroha die notwendigen Informationen zu geben. Aber Aroha lässt nicht locker, bis sie schließlich eine einigermaßen gute Wegbeschreibung erhält.

Kevin fährt mit Aroha am nächsten freien Wochenende Richtung Norden. Während der langen Fahrt wird Kevin bewusst, wie wenig er eigentlich über die Kindheit Arohas weiß und fragt, ob sie ihm ein bisschen davon erzählen würde.

»Warum wurdest du als Baby bei deiner Großmutter gelassen, obwohl offenbar deine Eltern zusammen und am Leben waren?«

»Es ist bei Maoris nicht unüblich, dass sich die Großeltern um die Enkel kümmern, wenn die Eltern dies aus irgendwelchen Gründen schwer machen können. Dazu kommt sicher, dass meine Großmutter wollte, dass ich in der Maori-Kultur aufwachse. Aber dann gab es wohl auch handfeste wirtschaftliche Gründe. Meine Eltern waren beide Lehrer in der Stadt. Und andere Jobs waren unmöglich zu bekommen«, erklärt Aroha. »Aber ich kann mich noch ganz deutlich an den Tag erinnern, als mich Großmutter zu sich rief und ungewöhnlich ernst aussah. Sie hielt einen Brief in der Hand und sagte mir, dass schon am nächsten Tag meine Eltern kommen und mich abholen würden. Ich weiß noch, wie ich fast in Panik zusammen mit Großmutter meine ganzen ‚Schätze‘ in einen Korb packte, vor allem die schönen Paui<sup>21</sup> Muscheln, die ich gesammelt hatte.«

»Und warum glaubst du, haben dich deine Eltern zurückgenommen?«

»Vater war Schuldirektor in einer Schule am Land geworden - kennst du den kleinen Ort Maungaturoto? - und es war daher nicht mehr notwendig, dass Mutter arbeitete. Sie hatten jetzt auch ein Haus als Dienstwohnung. Aber es kam sicher auch dazu, dass sie wollten, dass ich eine gute europäische Ausbildung erhielt.«

Aroha schweigt eine Weile. Dann sagt sie leise: »Ich erinnere mich noch an die Trauer und die Überraschung, als mich Großmutter in Maori-Tradition mit einem Hongi<sup>22</sup> verabschiedete und uns beiden die Tränen aus den Augen stürzten. Im Auto, mit dem mich die Eltern abholten, wurde dann nicht gelacht und nicht viel

---

[21] Paus sind große, in Neuseeland weit verbreitete Muscheln mit schönen perlmutternden Schalen. Sie sind eine Abart der so genannten Abalonen oder Meeresohren, und, obwohl wie Muscheln aussehend, gehören sie zur Familie der Schnecken.

[22] Hongi ist das liebevolle gegenseitige berühren der Nasen, das eine sehr intensive Zuneigung ausdrückt. Etwa wie ein Kuss in Europa.

gesprachen. Irgendwie war es eine unangenehme Stimmung. Am ehesten erinnere ich mich noch daran, dass mir übel wurde, als der Wagen endlos lange über zerfurchte Landstraßen rumpelte. Und, ach ja, ab sofort durfte ich nur mehr Englisch reden.«

Aroha zeigt Kevin die ‚Stadt‘ Maungaturoto, wo sie dann aufgewachsen ist, denn gerade fahren sie an ihr vorbei.

»Und wie war dann dein Leben hier? Und die plötzliche Umstellung?«, erkundigt sich Kevin. »Aber ich will nicht zu neugierig sein, wenn es dich stört.«

Aroha lacht. »Nein, du bist nett, dass du das alles wissen willst. Mein Leben war ja wirklich nicht so aufregend. Ich weiß nur, dass ich mich oft stundenlang versteckte, häufig in den großen Rohren, die die Bäche unter Brücken durchleiten. Ich baute große Hügel und Dämme mit Schlamm im Wasser. Aber, um ehrlich zu sein, die Schule hat mir immer sehr viel Freude gemacht. Auch die Hausaufgaben habe ich besonders geliebt, denn da durfte ich am kleinen Tisch meines Vaters sitzen«, erinnert sich Aroha lächelnd.

»Und hast du viel mit anderen Kindern gespielt?«

Aroha lacht: »Es gab keine anderen Kinder in Reichweite. An den Abenden saßen wir alle zusammen um ein Feuer. Im Freien im Sommer, um den Kamin im Winter, lasen Bücher, und immer spielte leise klassische Musik im Hintergrund. Mir ist nie bewusst geworden, dass man als Kind vielleicht auch anders leben kann.«

»Wie alt warst du, als du mit der Schule fertig warst?«

»Sechzehn«.

Aroha war in der Schule so gut gewesen, obwohl sie zusätzliche Stunden in Französisch und Deutsch über die staatliche Fernschule belegte, dass sie mehrmals eine Klasse übersprang und so die jüngste Maturantin wurde, die man in der ganzen Umgebung je gehabt hatte ...

Inzwischen fahren Kevin und Aroha durch die Stadt Whangarei mit dem schönen Wasserfall im Park, fast im Zentrum und biegen nun, der Wegbeschreibung folgend, nach Osten Richtung Küste ab. Die Asphaltierung wird immer dürrtiger. Dann sind sie beim Eingangstor des Marae. Sie bleiben stehen und gehen zum geschnitzten, kleineren Durchlass.

Aroha bleibt wie angewurzelt stehen. Nichts schaut so aus, wie in ihrer Erinnerung. Die Gebäude sehen nicht viel besser aus als mit Stroh gedeckte Notunterkünfte. Eine hübsche junge Frau, die nur einen Flachsrock trägt und Augen wie ihre Großmutter hat, lenkt sie ab. Auch als sie hinter einer Hütte verschwindet, sieht der Marae wieder etwas freundlicher aus. Und trotzdem ist nicht zu übersehen, dass alles klein, überaltet und zum Teil recht heruntergekommen aussieht. Nichts, wie sie sich erinnert. Einen Augenblick glaubt sie, nicht den richtigen Ort gefunden zu haben. Aber als sie bei der ersten Hütte fragt sagt man ihr freundlich, ja, die weise Kepa wohne hier, in der Hütte gleich neben dem allgemeinen Versammlungshaus, das alle Marae auszeichnet. Der junge Bub, der ihr das sagt, bietet sich an, sie zu führen. Aroha ist so aufgeregt, dass sie kaum atmen kann und einen ganzen Schwarm von Schmetterlingen im Bauch spürt. Ihr Führer klopft an die Tür und nur einen Augenblick später umschließt eine alte Frau Aroha mit ihren Armen.

»Ich habe dich erwartet, ich wusste du würdest kommen«, strahlt die Großmutter.

»Aber wie konntest du das wissen?«, fragt Aroha verblüfft.

»Ich hab es einfach gespürt. Du hast viele Jahre nicht an mich gedacht, aber in den letzten beiden Jahren, da war es anders. Da muss etwas geschehen sein, denn ich habe dein Gesicht immer wieder vor mir gesehen und hatte das Gefühl, dass es dir auch so geht.«

Aroha ist berührt. ‚Das Kapakapa?‘, denkt sie. Dann fällt ihr ein, endlich Kevin vorzustellen.

Die Großmutter schaut Kevin lange forschend an: »Nein, von dir habe ich nicht gewusst, dass du kommen wirst. Aber ich freue mich, dass du da bist und Aroha gebracht hast. Kommt nur alle herein... und das gilt auch für euch Kinder, die ihr alle neugierig herumsteht!«. Inzwischen hatte sich die Ankunft von Fremden herumgesprochen und Kinder waren mehr oder minder scheu herangekommen, um in Erfahrung zu bringen, was hier geschieht.

»Großmutter, du sprichst jetzt fließend Englisch?«, wundert sich Aroha. Die Großmutter schüttelt lächelnd den Kopf.

»Hast du wirklich geglaubt, dass ich fast nur Maori spreche? Übrigens, wenn du über mich redest, kannst du mich durchaus ‘die Alte’ nennen, ich weiß, dass ihr das hinter meinem Rücken immer gemacht habt, ihr kleinen Schufte!«

Aroha schaut sich im einfachen Zimmer um. »Du hast jetzt auch ein Telefon«, sagt sie erstaunt.

»Die Zeiten ändern sich eben. Das ist nicht gut und nicht schlecht.« Dann schüttelt sie den Kopf ein bisschen. »Aber jetzt musst du erzählen, wie es dir geht und was du die ganze Zeit gemacht hast, nachdem du mich als kleiner Knopf vor ... es müssen bald 15 Jahre sein! ... verlassen hast.«

Der Nachmittag vergeht wie im Flug, fast zu schnell. Aroha lernt alle Mitglieder ihrer Großfamilie kennen, die jungen und die alten, und dann wird es langsam Zeit für die Rückfahrt. Aroha hat die Telefonnummer der Großmutter sorgfältig notiert. Sie weiß, dass sie ab jetzt mit ihr in Kontakt bleiben wird.

Lange fahren sie schweigend, beide gehen noch einmal durch, was sie heute gehört und erlebt haben. Aroha erwähnte das Kapakapa nicht. Sie ist sich sicher, dass die Großmutter es verstanden hätte, ja ihr vielleicht sogar einiges erklären hätte können, aber sie fühlt, dass sie die anderen Mitglieder der Familie nicht genug kennt, um dieses Geheimnis allen zu verraten.

»Weißt du, mir ist heute aufgefallen, dass das Maori Wort für ‚Vision‘ eigentlich Whakarehu ist. Ich weiß nicht, ob das nicht fast der bessere Ausdruck für meinen Anhänger ist als Kapakapa, was ja eigentlich nur Halsschmuck bedeutet«, sagt Aroha.

Ken denkt nach: »Das ist deine Entscheidung. Aber ich habe mich inzwischen sehr an Kapakapa gewöhnt. Und wenn du wirklich einen anderen Namen verwenden willst, dann käme mir ‚Mindcaller‘<sup>23</sup> fast noch besser vor. Hast du nicht auch das Gefühl, dass die Großmutter wusste, dass du kommst, weil du einen solchen ‚Mindcaller‘ hast, dass du deshalb ihr Gesicht und andere immer wieder gesehen hast, und Wind, Mutter Erde und viele andere mit dir über diesen ‚Mindcaller‘ geredet haben, dir Verschiedenes gezeigt haben?«

Aroha murmelt nachdenklich: »Mindcaller. Ja, vielleicht hast du recht, das Wort beschreibt vielleicht wirklich am besten, was das Kapakapa tut.... Übrigens, ich danke dir mehr als ich es ausdrücken kann, dass du heute mitgekommen bist«. Aroha streicht sich verlegen über ihr wuscheliges Haar.

---

[23] ‚Mindcaller‘ lässt sich auf Deutsch mit einem Wort wie ‚Gedankenrufer‘ nur sehr schlecht übersetzen.

»Mir hat es auch sehr gut gefallen. Es war schön, mit dir dabei sein zu können. Und ich muss schon sagen, deine Verwandten haben mich so nett behandelt ... und so großzügig als hätte ich seit Wochen nichts mehr gegessen«, lacht Kevin.

»Ich weiß nicht, wie viele Verhaltensregeln wir heute gebrochen haben. Großmutter war da seinerzeit sehr genau. Aber sie hat sich offenbar sehr gefreut uns zu sehen, und es tat ihr sichtlich leid, als wir aufbrachen. Also haben wir uns wohl zusammen ganz gut geschlagen.«

In freundschaftlicher Stille fahren sie durch die hügelige Landschaft, da und dort mit einem Blick auf eine Bucht oder das Meer. Als sie sich der Stadt nähern sagt Kevin plötzlich:

»Ich muss nächsten Freitag für vier Wochen in ein Trainingslager in den Tongariro<sup>24</sup> Nationalpark.«

»Das heißt wohl, dass ich dich einige Zeit nicht sehen werde?«, sagt Aroha ruhig und versucht ihre Enttäuschung zu verbergen.

»Warum besuchst du mich nicht an einem Wochenende?«

»Das würde ich gerne tun. Ich kennen diesen Nationalpark noch nicht und wollte ihn schon immer gerne einmal sehen.«

»Es wäre wirklich schön, wenn du kommst. Freilich, ich kann dir keine erstklassige Unterkunft anbieten. Unsere Hütten sind einfach: Park-Ranger sollen ja ‚harte Männer‘ werden. Aber die Hütte, die ich haben werde, hat genug Platz und zwei Stockbetten.«

Zwei Wochen später fährt Aroha mit dem Nachtzug zum Tongariro Park. Kevin holt sie ab.

Am nächsten Morgen weckt sie helles Sonnenlicht. Aroha reißt die Tür auf und atmet tief ein: »Es ist einfach herrlich! Komm! Sei nicht faul! Du musst mir erklären, was ich hier alles sehe.« Plötzlich zittert sie: »Was ist das für ein wilder feuerspeiender Berg? Aber es ist ja sehr kalt hier!«

»Kalt? An einem so schönen Tag?«, wundert sich Kevin.

»Ja, es ist wirklich kalt!«

---

[24] Der Tongariro Nationalpark umfasst drei noch immer aktive Vulkane etwa am halben Weg zwischen Auckland und Wellington. Mount Ruapehu, mit seinem heißen Kratersee und den guten Schigebieten an seinen äußeren Abhängen, ist wohl der bekannteste der drei Berge. Der knapp 3.000 m hohe Gipfel ist im Sommer und Winter wegen seiner extremen Windgeschwindigkeiten gefürchtet.

Kevin kommt nun auch zur Tür. Und nun ist er an der Reihe, verblüfft hinaus zu sehen: »Was ist denn da geschehen? Das schaut ganz anders aus als es ausschauen sollte und als es gestern noch ausgesehen hat! Der Vulkan ist viel aktiver und es liegt sehr viel mehr Schnee. Aroha, dein Kapakapa scheint wieder in vollem Schwung zu sein«. Er sagt es leichthin, aber er kann die Veränderungen nicht verstehen.

Sie frühstücken rasch. »Was meinst du, Aroha«, fragt schließlich Kevin, »willst du noch immer eine Wanderung machen?«

»Ja, natürlich. Und brechen wir gleich auf, bevor es zu kalt wird und wir es uns anders überlegen.«

Sie sind noch keine paar Schritte gegangen, als sie beide wie angenagelt stehen bleiben: »Schau wie steil die Berge sind!«, ruft Aroha beeindruckt.

»Aber das ist unmöglich. Die Berge sind hier weder so steil noch so hoch, wie sie jetzt aussehen«, murmelt Kevin.

»Da! Schau!«, ruft Aroha. »Aus den zwei Vulkanen auf der linken Seite kommen große Rauchfahnen heraus«.

»Und sie sind ganz mit Schnee bedeckt. Ja, sie schauen fast wie richtige Gletscher aus«, wundert sich Kevin.

»Ich glaube, mich erinnert was ich sehe an Bilder, die ich von Mount Taranaki<sup>25</sup> gesehen habe«, meint Aroha, »obwohl, die Form stimmt nicht ganz. Übrigens, was ist das für ein großer Fluss im Vordergrund?«

»Ich habe ihn noch nie gesehen«, sagt Kevin verständnislos. Er reibt sich mehrmals die Augen, um sicher zu gehen, dass er nicht träumt. Aber die Landschaft ändert sich nicht.

Die beiden setzen sich verblüfft nieder, während sie die Landschaft studieren und besprechen und ergänzen ihr Frühstück mit ein bisschen Studentenfutter.

Mit einem tiefen Seufzer steht schließlich Kevin auf: »Also, gehen wir weiter.« Er nimmt Arohas Hand, zieht sie hoch, und lässt die Hand nicht mehr los. So gehen sie langsam hinunter zum Bett des großen Flusses.

»Willst du links oder rechts gehen?«, fragt Kevin.

---

[25] Mount Taranaki, auf English Mt. Egmont, ist der optisch am meisten beeindruckende Vulkanberg auf der Nordinsel. Ein perfekter Kegel, unten bewaldet, dann Felsen bzw. Asche und meist mit einer Haube aus Schnee.

»Links. Irgendwas ,ruft‘ mich in diese Richtung.«

Kevin akzeptiert Arohas Entscheidung sofort. Sie gehen über eine Stunde, bis zu der Stelle, wo sich der Fluss näher an das Plateau am Fuß der Berge heran windet.

»Schau«, sagt Kevin und zeigt auf die andere Seite, »dort bei den Bäumen. Da ist etwas, das wie eine einfache, strohgedeckte Hütte aussieht!«

»Immerhin beweist das, dass Menschen schon hier gewesen sind«, kommentiert Aroha, »wo immer auch das ,hier‘ sein mag.«

Sie schauen sich genau um, sehen aber außer Scharen von Vögeln kein Lebewesen. Sie erforschen die Gegend weiter. Als sie zu ihrer Verblüffung an einer Stelle Fußspuren entdecken, haben sie kurz die Hoffnung, auf andere Menschen zu stoßen. Aber bei genauer Untersuchung sind die Spuren alt, vielleicht sogar versteinert? Kein Mensch ist weit und breit zu sehen und nichts rührt sich, als sie laut in alle Richtungen rufen.



Allmählich meldet sich bei beiden der Hunger. Sie gehen noch einmal zum Fluss und lassen sich von der Wassertemperatur nicht abhalten, sich kurz abzuduschen. Dann setzen sie sich auf einen runden Stein, packen etwas zu essen

aus und besprechen die Situation.

»Eines wird durch diese Umgebung hier eindeutig bewiesen. Was wir auf unseren denkwürdigen Ausflügen in das verborgene Tal erlebt haben, waren nicht Auswüchse einer überhitzten Fantasie. Ich habe recht gehabt, als ich überzeugt war, dass das Tal, das uns auf einen unbekannten Strand führte genau so wenig auf heutigen Landkarten existiert, wie der damalige Strand«, sagt Kevin, »und

Ian hatte natürlich recht, als er sagte, dass die Kalksteinhöhlen, die wir beim zweiten Mal sahen, in keiner Weise in die Waitakeres passen. Übrigens, er fragt mich häufig, wann wir wieder zu diesen Höhlen gehen. Und ich weiche aus, weil ich bei meinen Versuchen, den Eingang zu finden, nie mehr erfolgreich gewesen bin. Aber ich möchte auch diese Höhle nochmals sehen, nur denke ich, dass das nur gelingen wird, wenn du mit deinem Kapakapa dabei bist.«

»Kevin, hast du irgendeine Idee, wie das alles zusammenpasst?«

»Nein, nicht wirklich. Aber als Wissenschaftler glaube ich nicht an Zauber. Obwohl, um ehrlich zu sein, ich heute auch meinen eigenen Augen nicht so recht trauen kann. Klar ist, dass wir inzwischen wissen, dass alles mit dem Kapakapa zu tun hat.«

»Aber wie?«, beginnt sich Aroha zu wiederholen, »Ich glaube fast, ich sollte es vor den anderen nicht mehr verbergen. Zumindest Kalina und Mike sollte ich es zeigen, glaubst du nicht auch? Vielleicht haben die eine Idee.«

»Ich bezweifle, ob sie uns weiterhelfen können. Aber trotzdem, du solltest ihnen wohl erzählen, was wir wissen. Vielleicht sollten wir sie einladen, nächstes Wochenende hierher zu kommen?«

»Ich hoffe, ich kann Kalina überreden, mitzukommen. Bei Mike und Jeannie bin ich recht sicher, dass sie gerne dabei sein werden.«

»Natürlich gibt es noch eine große Frage«, wirft Kevin ein, »Wer garantiert uns, dass wir dieses ‚hier‘ nächste Woche wieder so finden wie wir es jetzt sehen? Was ist, wenn wir in die Hütte gehen, die Tür zumachen, sie dann öffnen und plötzlich eine andere Landschaft sehen?«

»Ich bin sehr sicher«, meint Aroha, »dass die Landschaft, solange ich das Kapakapa trage, ‚stabil‘ bleibt. Irgendwie spüre ich es, wie Großmutter gespürt hat, dass ich auf Besuch kommen würde. Aber das ‚in die Hütte gehen‘ und nach einer Pause nochmals hinaussehen ist eine gute Idee. Probieren wir es aus, wenn wir zurück sind!«

Langsam und zögernd, als wollten beide nicht, dass der Tag zu Ende geht, wandern sie, einen Arm um den anderen gelegt, zur Hütte zurück. Sobald sie dort sind, ein Feuer gemacht und einen Tee aufgesetzt haben, damit es gemütlicher wird, gehen beide vorsichtig zur Tür zurück.

Sie öffnen sie und treten hinaus. Die Welt der feurigen Berge mit dem großen Fluss im Vordergrund liegt unverändert vor ihnen.

## 7. Der Pa - die alte Befestigung

Als Aroha in Auckland ihren Freunden zu beschreiben versucht, was im Tongariro Park so anders gewesen war, hat sie große Schwierigkeiten, weil sie, wie Aroha ja selbst zugibt, vorher nie dort gewesen war, wie soll sie dann ‚Änderungen‘ bemerken können? Auch als Kevin immer wieder betont, dass Aroha recht hat, und sie eine sehr ungewöhnliche Landschaft erlebten, bleibt viel Unglauben übrig. Schließlich ist Aroha fast aufgebracht.

»Zum Teufel noch einmal. Kevin ist Park Ranger. Der wird wohl wissen, wie die Berge aussehen sollten!«

»Na, wenn ich Kevin ansehe, wie er dich ansieht, dann bin ich nicht sicher, ob er dir nicht einfach aus Loyalität die Stange hält«, kann sich Jeannie nicht zurückhalten.

Aroha ignoriert Jeannie und erzählt Kalina und Mike von dem Kapakapa und dass sie glaubt, dass diese Schnitzerei aus Obsidian mit den vielen ungewöhnlichen Vorkommnissen zu tun hat. Natürlich wollen Kalina und Mike das Kapakapa sehen.

»Ja, es schaut wirklich wie ein sehr altes Stück aus«, gibt Kalina zu. Alle stimmen überein, dass das Material wohl Obsidian ist.

»Mich wundert nur, dass das Kapakapa, wie du es nennst, einerseits so alt aussieht, andererseits so wenig zerkratzt ist. Obsidian ist nicht sonderlich hart und es ist ein Wunder, dass das Stück so fehlerlos ist. Ob es vielleicht irgendwie künstlich gehärtet wurde oder mit einer besonderen Schicht überzogen ist?«, vermutet Mike.

Er weiß nicht, wie nahe er an der Wahrheit liegt ...

»Du hast vielleicht recht, Mike. Es ist unglaublich glatt«, sagt Jeannie, »außer bei diesen kleinen grauen Punkten am unteren Ende.«

»Diese Punkte sind keine Verunreinigung, sondern scheinen fest mit dem Rest ‚verwachsen‘ zu sein«, erklärt Aroha. »Man kann sie mit keinem Mittel abwaschen, ich habe es versucht.«

»Mich faszinieren die geometrischen Muster am oberen Ende. Es sieht fast aus, als würden zwei kleine Stifte herausragen, an die man etwas anstecken kann«, kommentiert Mike.

»Ja, mir ist das auch schon aufgefallen ... es könnte sein, dass hier ein Stück fehlt (Aroha erinnert sich an die Stimme, die sie in der



Höhle ‚hörte‘). Aber, mal abgesehen vom Aussehen, es gibt einen Zusammenhang zwischen den Erlebnissen im verborgenen Tal, im Tongariro Nationalpark und diesem Stück. Nur habe ich nicht die geringste Ahnung welchen.«

Sie ist nahe daran Kalina und Mike von den Stimmen zu erzählen, die sie manchmal ‚hört‘, von den Bildszenen, die sie vereinzelt ‚sieht‘, aber dann erinnert sie sich wieder an die mehr als skeptischen Blicke, als sie seinerzeit von den Stimmen im Wasserfall erzählte, und ändert ihre Meinung.

»Mir ist es unangenehm euch darum zu bitten« - sie schaut ihre Freunde der Reihe nach an - »aber ich möchte, dass alles, was ich über das Kapakapa erzählt habe, vorläufig ein Geheimnis bleibt. Kann ich mich auf euch verlassen?«

Alle nicken. Mike ergänzt: »Wir haben in den letzten Monaten soviel Zeit aufgewendet, Aoroma und das verborgene Tal zu durchsuchen ohne dass wir, abgesehen von unseren zwei Ausflügen, auch nur das geringste ungewöhnliche Erlebnis gehabt hätten, so dass uns ohnehin nur alle für verrückt halten würden, wenn wir ihnen erzählen, was du uns berichtet hast, Aroha!«

»Davon bin ich auch überzeugt«, erwidert Aroha. »Ich erinnere mich, wie ihr alle skeptisch gewesen seid, als ich euch von den Stimmen im Wasserfall erzählte. Stellt euch vor, was andere Leute wohl sagen würden, wenn ich erzähle, dass ich explodierende Lichter in einer Glühwurm-Höhle beobachtet habe!«

Alle lachen. »Allerdings, ihr müsst schon wissen, dass ich das Kapakapa sehr ernst nehme. In der Höhle wurde mir das erste Mal klar, dass es mich mit der Maori- Kultur verbindet, aber vielleicht noch weiter in die Vergangenheit reicht. Ich hatte damals das Gefühl, etwas Heiliges oder Großartiges in der Hand zu halten.« Aroha seufzt: »Es tut mir leid, ich kann es nicht richtig ausdrücken. Aber, sei es wie es sei ...«

»Du willst jedenfalls nicht, dass wir anderen davon erzählen, bis wir mehr Fakten in der Hand haben«, vervollständigt Mike ihren Satz.

»Wir verstehen das völlig und werden nicht darüber reden«, sagt Kalina. Die anderen sind nicht ganz so sicher, aber nicken schließlich auch zustimmend.

»Auf jeden Fall möchte ich möglichst bald wieder in den Tongariro Nationalpark. Leider gibt es am nächsten Wochenende eine Feier bei meiner Mutter, da kann ich nicht weg... aber bei mir ginge das Wochenende danach. Hat einer von euch Lust, mitzukommen?«, fragt Aroha.

»Es tut mir echt Leid, dass ich eine Woche länger warten muss, bis ich vielleicht wieder etwas sehr Ungewöhnliches erleben werde«, meint Mike, »und ich werde mich in der Zwischenzeit kaum richtig auf meine Forschung konzentrieren können. Aber ich werde es wohl erwarten müssen, und ich bin dabei.«

»Mike, du wirst doch nicht sagen, dass die Welt des Kapakapas interessanter ist als deine geliebte Quantenphysik«, macht sich Aroha lustig.

Bevor sie sich trennen, vereinbaren sie, dass sie bei ihrem geplanten Besuch im Tongariro Nationalpark flussabwärts gehen werden, weil sie beim ersten Mal die andere Richtung erforscht hatten.

Später am Abend ruft Aroha ihre Freundin Kalina an, um herauszufinden, was Kalina von den neuesten Entwicklungen und dem Kapakapa hält. Kalina ist sehr zurückhaltend.

»Du glaubst mir einfach nicht, oder?«, fragt Aroha.

»Wenn du es so direkt wissen willst, nein«, antwortet Kalina, »von allen Menschen die ich kenne, hätte ich von dir, Aroha, als Naturwissenschaftlerin am ehesten erwartet, dass du nüchterner und vernünftiger bist. Und dein Studium vernachlässigst du immer mehr.«

Mit einem dumpfen Gefühl beendet Aroha das Telefonat. Sie fühlt sich leer und betrogen. Kalina, mit der sie sich so gut zu verstehen glaubte, traut ihr nicht. Irgendwie ist ein Faden zwischen den beiden gerissen.

Am Freitag ruft Kalina Aroha an, dass sie leider nicht bei dem Ausflug in den Tongariro Nationalpark dabei sein kann, weil sie die Aufführung eines bekannten Quartetts an der Universität nicht versäumen will. Nach dem letzten Telefonat hat Aroha befürchtet, dass Kalina absagen würde. So sollte sie sich jetzt nicht verletzt fühlen. Aber wie alle Menschen, kann auch sie ihre Gefühle nicht rational kontrollieren.

Aroha, Jeannie und Kevin fahren mit Mike in dessen Auto zum Nationalpark. Mit warmer Kleidung, Kameras und allem Nötigen gut ausgerüstet, wundern sie sich aber, als sie herausfinden, dass Mike zusätzlich einige innere Schläuche von alten Autoreifen mitgenommen hat.

»Wozu brauchen wir die?«, erkundigt sich Jeannie erstaunt.

»Kannst du es nicht erraten? Sie sind für uns der schnellste Weg, den Fluss hinunter zu kommen. Schon als wir in der Höhle waren, hätten uns solche Schläuche gute Dienste geleistet!«

So beginnen sie den Aufstieg zur Hütte, alle bepackt mit Rucksack und einen Autoreifenschlauch, ein verrückter Anblick. Jeannie hält alles mit ihren Fotoapparat fest!

Aufgeregt und in bester Laune geht es rasch voran. Nur Kevin und Aroha bleiben einmal stehen und stellen sich die Enttäuschung vor, wenn sie vielleicht überhaupt keinen Fluss mehr vorfinden! Bei der Hütte machen sie nur eine kurze Rast. Dann folgen sie Kevin in die unglaubliche ‚andere‘ Welt. Der Fluss ist noch da, und die vergletscherten Berge glitzern in der Sonne.

Sie eilen, so schnell sie können, den Hang zum Fluss hinunter. Die Entscheidung Mikes, die Autoreifen mitzunehmen, erweist sich als goldrichtig. In kurzer Zeit treiben sie schaukelnd den Fluss hinunter. Schließlich erreichen sie einen Nebenfluss. Sie legen an und beschließen, diesen schönen Fluss mit seinem pastellfarbenen Gletscher-Schmelzwasser ein Stück zu erkunden.

Aroha und Jeannie wollen nahe beim Fluss bleiben, Kevin und Mike steigen auf einen Hügelrücken, um einen besseren Überblick zu bekommen.

Bis zu diesem Ausflug waren Flüsse für Aroha immer eine Art Herausforderung gewesen, wenn nicht sogar eine Bedrohung. Oft musste man sich anseilen, um reißende Flüsse zu überqueren, man musste an Wasserfällen vorbei hinauf oder hinunter klettern, oder bei kleineren Bächen war es oft sinnvoll, lange nach einem Arrangement von Steinen im Wasser zu suchen, die ein trockenes Überqueren erlaubten.

Durch Jeannie beginnt sich ihre Einstellung zu fließendem Wasser grundlegend zu ändern. Sie sieht die Schönheit winziger Farne, die nahe am Wasser wachsen; bunte Kiesel, die feucht glänzen;

Wirbel hinter Steinen, in denen sich Blätter gefangen haben und nun unerfindlich lang im Kreis treiben, bis irgendeine Unregelmäßigkeit sie wieder in den Fluss reißt. Zusammen

entdecken sie kleine Blumen, die sich zwischen Felsen vor dem Wind schützen. Sie beobachten Geckos in den Manuka- Büschen, wobei sie erstaunt grüne mit gelben Punkten aber auch andere, gelbe mit grünen Punkten, finden.



Die jungen Geckos erinnern in ihrem Glanz und Vollkommenheit an kleine, längliche Edelsteine. Kleine Wasserfälle eignen sich dafür, den müden Rücken zu massieren; ruhige Tümpel für eine rasche Abkühlung auf nackter Haut. Sie fotografieren so viel, dass ein Leben kaum für das Ordnen und Sortieren reichen wird. Jeannie spielt auf ihrer Mundharmonika, während Aroha einige Skizzen zeichnet, die sie an den einen oder anderen Malversuch im verlorenen Tal erinnert. Und sie singen zusammen, wenn Jeannie mit der Mundharmonika die Melodie vorgeben hat.

Als die beiden Männer zurückkehren, hat Kevin interessante Neuigkeiten. »Ratet, was ich gefunden habe. Das! In einem alten Pa<sup>26</sup>, einer verlassenen Befestigungsanlage von Maoris.« Er zeigt ihnen einen kleinen, mit Erde verschmierten Tiki<sup>27</sup>. Er schaut alt aus, aber hat, was selten ist, noch immer seine Augen aus Teilen einer Paui-Muschel.

Aroha blickt Kevin an, wie dieser auf den Tiki starrt. Irgendwie fühlt sie sich ihm gerade jetzt noch näher als je zuvor, so als könnte sie erraten, was er fühlt.

[26] Ein Pa ist eine befestigte Wohnsiedlung. Sie liegt, von einem Palisadenzaun umgeben im Normalfall immer auf einen Hügel, um die Verteidigung zu erleichtern. Die Maoris waren in früheren Zeiten ein ausgesprochen kriegerisches Volk!

[27] Tiki sind die Amulette der Maoris. Sie gelten meist, aber nicht immer, als Glücksbringer.



Als Kevin schließlich sagt: »Ich werden den Tiki als meinen Glücksbringer behalten«, da weiß sie mit Sicherheit, dass er vorher den Satz zu Ende gedacht hatte, »und ich kann nur hoffen, dass er mir nicht statt dessen Unglück bringt.«

Aroha hat das Bedürfnis, Kevin zu umarmen und zu halten.

»Ist es weit? Können wir uns die alte Befestigungsanlage auch ansehen?«, fragt Jeannie neugierig.

»Natürlich«, sagt Mike, »es ist nicht weit.

Freilich, viel ist nicht mehr zu sehen. Der Palisadenzaun ist weitgehend verfallen aber an einigen Stellen sieht man noch die ursprüngliche Farbe, Ocker.«

»Gibt es noch Gebäude zu sehen?«, erkundigt sich jetzt Aroha.

»Nein, nur noch Feuerstellen und Erdlöcher, in denen wohl früher Mahlzeiten zubereitet wurden.«

»Wenn es kein großer Umweg ist, dann gehen wir«, sagt Jeannie.

Mike beruhigt: »Nein, es ist eigentlich fast in gerader Linie, wie wir zum Hauptfluss zurück müssen. Nur geht es nicht eben dahin, sondern ein Stück bergauf.«

Das ‚Stück bergauf‘ erweist sich als ein ausgewachsenes Steilstück, aber alle sind begeistert über das, was sie schließlich finden. Aroha wundert sich, wie viele Teile des Palisadenzaunes noch durch Flachsstricke zusammengehalten werden, der Zustand ist überraschend gut. In einem der Erdlöcher, die zum Kochen verwendet wurden, also in einem ‚Hangi-Pit‘, finden sie noch Knochen von einem Tier, das sie nicht identifizieren können. Und eine Erdhöhle diente offenbar einmal als Vorratskammer.

Während die Frauen die befestigte Wohnungsanlage genau untersuchen, beginnt Mike an einer Stelle, die Aroha nicht sehen kann, ein großes Mittagessen herzurichten. Aroha hat heute Geburtstag, nur hat Aroha keine Ahnung, dass die anderen das wissen! Als Mike und Kevin »zum Mittagstisch« bitten, ist Aroha überrascht und gerührt, und die drei anderen freuen sich, dass die Überraschung so gut gelungen ist.

Nun ist es auch klar, warum die Rucksäcke der Freunde so besonders groß ausgesehen hatten. Sie haben drei große Dosen mitgebracht, die sich automatisch erhitzen, wenn sie geöffnet werden. Es gibt daher zwei Arten von Fleisch mit Gemüse, einen Pflaumenpudding und sogar eine Flasche Wein. Bald hört diese Anlage wohl zum ersten Mal nach sehr langer Zeit ein fröhliches Geburtstagslied, und die Berge werfen ein leises Echo zurück.

Die Geschenke, die die drei mitgebracht haben sind originell, filigran und fast gewichtslos. Eine Pfeiferl (damit Aroha um Hilfe rufen kann wenn sie sich je verirrt), eine kleine tragbare Sonnenuhr und von Mike ein Gerät, das er als die genialste kleine Mückenklatsche bezeichnet, die je erfunden wurde.

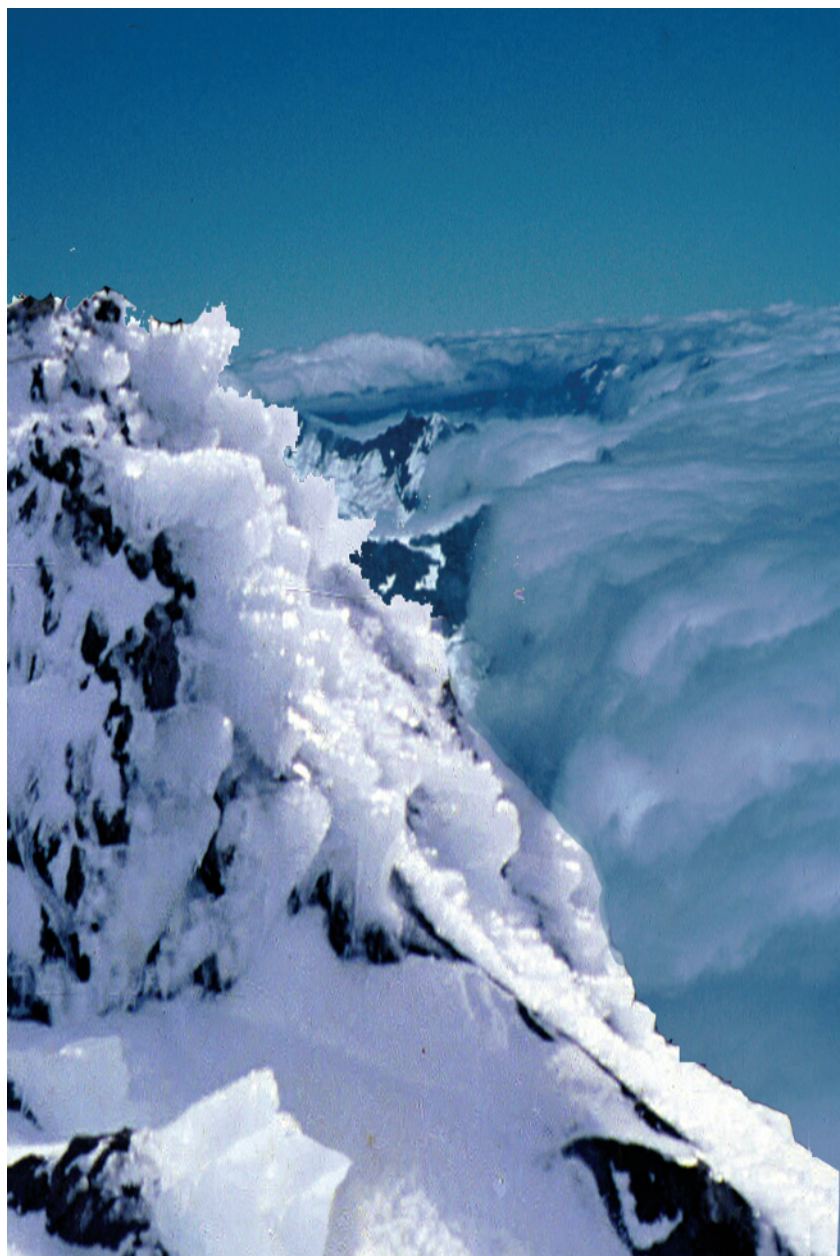
Aroha bedankt sich liebevoll, streift Kevins Mund mit ihren Lippen. Sie weiß, sie wird diese Feier nie vergessen, in ihrer Einfachheit aber auch in ihrer Ungereimtheit. Ein Fest im 21. Jahrhundert mit sich selbst wärmenden Gerichten in einer uralten befestigten Wohnanlage. Aroha amüsiert die Situation sehr. Als Kevin ihr Lächeln merkt, sie fragend ansieht und sie erklärt, was sie empfindet, lachen alle und können kaum mehr aufhören.

Ein Wermutstropfen für Aroha ist, dass Kalina nicht dabei ist. Sie erinnert sich, dass irgendwer einmal gesagt hat, was für ein unpassendes Paar sie eigentlich sind. Aroha, die Naturwissenschaftlerin, eine Romantikerin mit einer zunehmend mystischen Ader, und Kalina, eine Künstlerin, rational im Denken und Handeln in jeder Hinsicht.

Am Weg zurück halten alle intensiv Ausschau nach anderen Zeichen menschlicher Besiedlung, aber sie sehen nichts. Sie beobachten allerdings einen Schwarm großer Vögel über ihren Köpfen.

»Die sind so groß wie Albatrosse«, ruft Jeannie erstaunt, »und es sind Dutzende von ihnen.«

So Leid es ihnen tut, sie haben nicht mehr viel Zeit. Die Autofahrt zurück in die Stadt wird fünf Stunden benötigen. Sie beginnen im Auto noch einmal über das Kapakapa und ihre Erlebnisse zu sprechen, doch sind schließlich zu müde, um die Dinge weiter zu verfolgen. Sie beschließen, bei nächster Gelegenheit einen »Kriegsrat« abzuhalten, wie es weitergehen soll.



## 8. Felsen, Feuer und Eis

Mike, Aroha und Jeannie treffen sich bei der Statue von Sir Richard Grey im Park vor der Universität, der diese vom Stadtzentrum trennt. Kevin ist im Tongariro Nationalpark beschäftigt und fehlt daher leider bei ihrer Zusammenkunft.

»Ich bin sicher, dass wir alle viel nachgedacht haben«, beginnt Mike.

»Ja, aber ich finde es noch immer schwer zu glauben, was wir im Tongariro Park erlebt haben«, sagt Aroha.

»Ich glaube, wir sollten eine Liste von Feststellungen sammeln und dann versuchen, diese in ein sinnvolles Ganzes einzubinden«, schlägt Mike vor.

»Feststellung eins: Wir haben alle mehrmals eine Änderung im Licht bemerkt.«

»Feststellung zwei: Die Luft war anders, frischer«, wirft Aroha ein.

»Feststellung drei: Wir haben Blumen gesehen, wie ich sie nie vorher bemerkt habe«, ergänzt Jeannie.

»Feststellung vier: Es gab Bäume, von denen ich nicht wusste, dass es sie gibt«, fährt Aroha fort.

»Feststellung fünf: Die Berge erschienen steiler und jünger als sie es sein sollten«, fügt Mike hinzu.

Es ist der letzte Punkt, über den sie am längsten nachdenken. Schließlich spricht Mike das aus, was den anderen auch auf der Zunge liegt.

»Ihr kennt die alte Regel, wenn man alles Mögliche eliminiert hat, dann muss das Unmögliche möglich sein. Es kommt mir vor, als würden wir durch das Kapakapa auf eine visuelle (und vielleicht nicht nur visuelle) Diskrepanz stoßen. Wir sehen Dinge aus längst vergangenen Zeiten.«

»Ich glaube nicht, dass du ‚wir‘ sagen solltest. Es ist Aroha mit dem Kapakapa. Aber wenn sie mit Freunden zusammen ist, die in einem gewissen Sinn offen sind für ungewöhnliche Phänomene, dann werden diese Freunde in das Erlebnis mit einbezogen«, meint Jeannie.

Mike nickt. Aroha sagt: »Ich glaube, dass das alles stimmen mag. Nur fehlt uns noch viel Information. Warum erleben bzw.

sehen wir gerade eine bestimmte Zeit? Warum geschieht diese Zeitverschiebung nur an gewissen Stellen und nur manchmal? Ist es ein Naturphänomen? Oder steckt irgendwer oder irgendwas dahinter, und was wird damit bezweckt? Darauf haben wir alle keine Antworten. Aber die größte ‚Verschiebung‘ haben wir im Tongariro Nationalpark erlebt, und dort scheint sie auch am stabilsten zu sein. Ich glaube daher, dass wir dort, und vor allem in der Nähe der Vulkane und auf dem vulkanischen Plateau, versuchen könnten, weiterzusuchen.«

»Ja«, stimmt Mike zu. »Das Kapakapa ist ja schließlich aus einem Obsidian geschnitzt und dieser Stein mag sehr wohl vor langer Zeit aus einem dieser Vulkane stammen. Aber wenn wir die Vulkane ernsthaft ansehen wollen, wird das kein Spaziergang. Wir benötigen Kletterausrüstung. Ich rufe Kevin heute Abend diesbezüglich an, einverstanden?«

Nach einigen weiteren Gesprächen beschließen die vier Freunde, sich am nächsten Wochenende die höher gelegenen Teile des Tongariro Parks vorzunehmen. Wieder fahren sie am späten Freitagnachmittag von Auckland nach Süden. Sie kommen natürlich erst im Dunkeln an, so dass man nicht mehr viel sehen kann. Kevin berichtet, dass seit dem letzten Besuch Arohas alles enttäuschend normal geblieben war.

Als der Morgen graut, sind sie bald alle auf und laufen zur Tür. Es ist ein kalter, windiger Tag, aber das hindert sie nicht, halb angezogen ins Freie zu stürmen.

Kevin blickt verwundert in alle Richtungen: »Es ist doch wirklich nicht zu glauben. Es ist wieder alles ‚zurück‘ wie es euch Aroha erzählt hat. Schaut euch nur das vulkanische Plateau an mit Mount Ruapehu und Ngauruhoe, bei denen wieder große Dampfwolken aus den Kratern kommen. Und erst da drüben, Mount Tongariro, seht ihr, wie aktiv der ist?«

Und fast als Bestätigung kracht es in diesem Augenblick und ein Gemisch aus glühenden Steinen, Asche und Dampf schießt explosionsartig aus dem Krater des Tongariro.

»Der einzige, der ruhiger zu sein scheint, ist der Vulkan ganz im Westen. Er schaut aus wie Mount Taranaki, nur jünger, viel jünger als er sonst bekannt ist«, ergänzt Kevin.

»Mir kommt auch vor, dass die Berge alle näher aneinander liegen, als sie es nach der Landkarte eigentlich sollten, es ist unglaublich!«, sagt Mike.

»Hat eigentlich der Fluss, den wir schon zweimal untersucht haben, der direkt vor und unter uns liegt einen Namen?«, erkundigt sich Aroha.

»Es kann unmöglich der Whanganui sein, der schaut ganz anders aus. Aber andererseits, ich habe keine Ahnung welcher Fluss es sonst wohl sein könnte.«

Da erinnert sich Aroha (oder ist es das Kapakapa?) an eine Legende, die von den Maoris erzählt wird:

»Die alten Maoris betrachteten die Berge als die steinernen Abbilder der Kinder von Rangi und Papa, des Vater Himmel und der Mutter Erde. Taranaki lebte zusammen mit seinen Brüdern Ruapehu, Ngauruhoe und Tongariro. Aber dann kam es zu einem großen Streit zwischen Taranaki und Tongariro um ein schönes Mädchen. Tongariro war der Erfolgreiche. Deshalb verließ Taranaki seine Brüder in Trauer und wanderte langsam bis ganz in den Westen, wobei er als Spur das Tal des Whanganui Flusses zurückließ.«

»Auf das, was wir hier sehen, passt diese Geschichte jedenfalls sehr gut«, meint Jeannie.

Nach einem eiligen Frühstück packen sie ihren Rucksack. Trotz der Kälte sind alle so neugierig darauf, was sie heute erleben werden, dass sie rasch aufbrechen wollen.

Kevin führt sie flussaufwärts zu der einfachen Hütte, die Aroha und er bei der ersten Erkundung fanden. Diese wollen sie als ihren Hauptstützpunkt hier am vulkanischen Plateau verwenden.

Die beiden Mädchen machen einen Blick in die Hütte und stellen dann fest, dass sie sie unbedingt etwas säubern müssen, bevor man einen Schlafsack auf den Boden legen kann!

Zusammen schneiden sie Bündel von Zweigen ab und wechseln sich ab in dem Bemühen, den größten Schmutz aus der Hütte zu kehren. Die dicken Schichten alten Staubs erzeugen dabei große Wolken, die in den Sonnenstrahlen, die durch das winzige Fensterloch fallen, glitzern. Jeannie hält das einzige Taschentuch, das Mike hat, über Mund und Nase, nachdem sie zuerst mehrmals fast das Gefühl hatte zu ersticken.

»Ich habe den Eindruck, dass diese Hütte noch nie, seit sie gebaut wurde, sauber ausgekehrt wurde«, sagt Jeannie.

Schließlich meldet sich Aroha: »Ich bin inzwischen am Verhungern. Ich glaube es ist jetzt sauber genug und wir sollten eine Essenspause machen.«

»Ich bin so verstaubt«, sagt Jeannie, »ich muss unbedingt zuerst einmal schwimmen gehen«.

Den vier Freunden hat kaltes Wasser noch nie etwas ausgemacht. Also gehen sie alle schwimmen, tauchen in das herrliche aber sehr frische Wasser, bevor sie sich zum überfälligen ‚Mittagessen‘ (einige Sandwiches und etwas Obst) zusammensetzen. Leider beschließen die lokalen Stekmücken auch, an dem Essen teilzunehmen, was die Ruhepause etwas unruhig macht. Mike beschwert sich bei Aroha, dass sie den Mückenklatscher, den er ihr das letzte Mal schenkte, nicht mit hat.

»Ich frage mich übrigens, wovon diese Biester leben, wenn sie keine Menschen als Futter haben«, grummelt er.

»Ich frage mich auch, wovon die Millionen von Milben eigentlich leben, die wir vorher aus der Hütte gekehrt haben«, ergänzt Aroha.

»Glaubst du, dass sie inzwischen in Marschformation gerade dabei sind wieder in die Hütte zurück zu kriechen?«, fragt Kevin.

»Vielleichtsollten wir ein bisschen Marschmusik für sie machen«, schlägt Mike vor.

Er nimmt einen Topf

und einen Stab und beginnt damit ‚Musik‘ zu machen, aber sein Geschick, was Rhythmus anbelangt, ist nicht sehr ausgeprägt, so dass ihn die anderen bald anflehen, aufzuhören.

»Die Milben erinnern mich an etwas, was ich unlängst in einer technischen Zeitschrift gelesen habe«, sagt Aroha. »Offensichtlich ist es gelungen, Maschinen, so klein wie Milben, zu erzeugen. Sie bestehen zum Großteil aus Silizium, aber sie haben auch bewegliche



Teile, Räder, Zahnräder und so. Wenn ich mich richtig erinnere, dann heißen sie Mikro-Mechanische-Maschinen, abgekürzt MEM«.

»Wozu sollen solche MEMs denn verwendet werden?«, fragt Jeannie »Mikrochirurgie?«

»Um ehrlich zu sein, ich weiß es selbst nicht«, sagt Aroha, »aber sie haben offenbar trotz der Winzigkeit recht komplexe Schaltungen, wie ganz einfache Computer«.

»Wofür auch immer solche MEMs gedacht sind, wir könnten ein paar Millionen als Kämpfer gegen die Milben und Stechmücken hier gut brauchen«, grinst Kevin.

Nun überstürzen sich alle im Versuch, noch verrücktere Anwendungen für MEMs zu finden. Es scheinen ihnen die Ideen nicht auszugehen, bis schließlich Kevin auf seine Uhr zeigt.

»Wenn wir heute noch etwas erkunden wollen, dann wird es Zeit, dass wir weiter machen.«

Sie verstauen Schlafsäcke, Kochgeräte und anderes Zeug, das sie untertags nicht mehr brauchen in der Hütte und verbringen den Nachmittag damit, das Plateau gründlich zu untersuchen. Sie finden viele Stücke Obsidian, aber alle im »Rohzustand« und nichts, was dem Kapakapa ähnlich sieht.

»Interessant ist«, meint Mike, »dass die dünnen Teile des Obsidian, den wir hier finden, ein bisschen durchscheinend sind. Aber selbst die dünnsten Stellen des Kapakapa sind nicht lichtdurchlässig.«

Am nächsten Tag beginnen sie sehr früh mit dem Aufstieg zum Mount Ruapehu. Sie versuchen, die vereisten Stellen soweit es geht zu umgehen, aber es ist nicht einfach. Langsam und vorsichtig kämpfen sie sich durch weichen Schnee, unter dem da und dort eine gefährliche Eisplatte liegt, aufwärts. An steilen Felsen, unter denen sie vorbei gehen, hängen hunderte Eiszapfen, die wie ein erstarrter Wasserfall in der Sonne glitzern. Als sie den Gipfelrücken erreichen, weht ein heftiger Wind, der das Weiterkommen schwierig macht. Aber der Blick ist kaum zu beschreiben: Sie überblicken das gesamte vulkanische Plateau, sehen den Fluss als dünne Linie weit unten und den Mount Taranaki ganz im Westen. Von der höchsten Stelle des Kraterrandes sieht Aroha steil auf einen kochenden, blubbernden, schlammigen Kratersee hinunter und wird unruhig bei dem Gedanken, dass jemand über den Rand ins Innere des

Kraters hineinrutschen und im kochenden See versinken könnte. Dann hebt sie ihren Blick und sieht hinüber zu der dampfenden Krone des Ngauruhoe. Plötzlich ‚hört‘ sie, wie das Kapakapa ihr die Maorilegende über das ungeborene Kind des Vater Himmel und der Mutter Erde erzählt. Dieses bewegt sich und strampelt im Leib der Mutter so heftig, das dadurch immer wieder Lava und Asche aus Vulkanbergen wie diesen heraufgeschleudert wird. Sie zuckt zusammen und Kevin merkt es.

»Kalt?«

»Nein, nicht besonders, das Kapakapa hat mir nur wieder eine mystische Geschichte erzählt.«

Sie suchen einen anderen Weg hinunter. Die Sonne ist jetzt stark, der Schnee sehr weich geworden, sie sinken immer wieder bis zu den Hüften ein, das Weiterkommen wird mühsam. Aroha überlegt sich, ob sie wohl noch eine ‚Geschwindigkeit‘ von 100 Metern pro Stunde erreichen! Sehr erschöpft kommen sie schließlich wieder zur Hütte zurück.

Aroha fühlt sich nass, fertig, aber auch psychisch ausgelaugt: »Es war ja eine schöne, wenn auch anstrengende Tour, nur ich sehe leider nicht, dass sie uns irgendwie weitergebracht hat, was das Rätsel um das Kapakapa und diese sonderbare Welt betrifft.«

»Ich bin nicht ganz so pessimistisch wie du«, sagt Mike. »Bitte lass mich dein Kapakapa noch einmal genau ansehen.«

Aroha gibt Mike ihr Kapakapa. Mike öffnet seinen Rucksack und nimmt eine Anzahl von Obsidian Bruchstücken, die er in den letzten beiden Tagen gesammelt hat, heraus. Schließlich wählt er ein Stück, das eine annähernd gleiche Gestalt wie das Kapakapa hat und gleich groß ist. Er wiegt die beiden Stücke sorgfältig in den Händen.

»Es besteht kein Zweifel, das Kapakapa ist deutlich schwerer als der Stein«, sagt er schließlich.

Die anderen testen das Gewicht gleichfalls: Mike hat recht, der Gewichtsunterschied ist bemerkenswert. Aber Mike hat noch eine größere Überraschung. Er nimmt ein kleines Stück Obsidian, das offenbar nur ein Splitter eines größeren Stückes ist. Keiner sieht zunächst etwas Besonderes. Dann nimmt Mike eine Lupe, hält das Stück nahe an die brennende Gaslampe und prüft den Splitter sorgfältig.

»An der Seite, wo er ganz schmal ist, sieht man ein Netz von ganz feinen Linien. Mich erinnern diese Linien an etwas, aber ich möchte wissen, ob ihr etwas Ähnliches denkt.«

Neugierig schauen sich die anderen den Splitter unter der Lupe an.

»Ja, das sind eindeutig regelmäßige Linien, die sich exakt rechtwinkelig kreuzen und von denen ich mir nicht vorstellen kann, dass sie natürlich entstanden sind. Ich bin mir sicher, dass sie von Menschen gemacht wurden«.

»Oder zumindest von intelligenten Lebewesen. Ich glaube, wenn wir die Verwerfung der Zeit, die das Kapakapa anscheinend auslösen kann berücksichtigen, dann müssen wir auch andere sehr ungewöhnliche Möglichkeiten ins Auge fassen«, ergänzt Jeannie.

Ken hat sich bisher zurückgehalten. »Mich erinnern die Muster auf diesem Splitter fast an Muster, wie ich sie bei Computerchips gesehen habe... das hast du doch gemeint, Mike, oder?«

Mike nickt: »Ja, und alles ist natürlich wilde Spekulation und ich verstehe noch überhaupt nicht, wie das alles zusammenpasst. Aber erlaubt mir einmal laut zu denken. Ich glaube wir stimmen überein, dass wir hier und jetzt in einem Neuseeland sind, wie es vor langer Zeit existiert hat. Wir finden hier einerseits eine Hütte, eine alte Befestigungsanlage aus der Maori Zeit, aber die gesamte Geographie scheint noch viel älter zu sein. Ich vermute, dass auch dieser Splitter sehr viel früher bearbeitet wurde. Vielleicht von Lebewesen, die über gewisse Arten von Computern verfügten, wie wir sie nicht kennen. Auch Arohas Kapakapa scheint aus dieser Zeit, lange vor den Maoris, zu kommen. Vielleicht sind die von ihm ausgelösten Effekte nicht so ‚übernatürlich‘ wie sie uns vorkommen, sondern sind irgendwie systematisch in das Kapakapa eingebaut.«

»Du vermutest also«, sagt Kevin, »dass das Kapakapa nicht einfach von Maoris aus Obsidian geschnitzt wurde, sondern dass der Obsidian, der offenbar das Grundmaterial ist, auch sonst noch bearbeitet wurde, vielleicht sogar angereichert mit MEMs oder ähnlichen Dingen, von denen uns heute Aroha erzählte, und dass dadurch das Kapakapa mehr ist als nur ein mystisches Objekt.«

»Ja«, antwortet Mike, »so ähnlich könnte ich mir das vorstellen. Es würde erklären, warum das Kapakapa schwerer ist als ein gleich großes Stück Obsidian und warum es auch an den dünnsten

Stellen nicht durchscheinend ist. Die Tatsache, dass wir einen anderen Obsidiansplitter gefunden haben, der wohl ein Teil eines komplexeren Objektes gewesen ist und eine sehr ungewöhnliche Struktur aufweist, spricht auch dafür. Wenn das Kapakapa brechen würde, vielleicht würden wir innen auch solche Strukturen sehen.«

»Genug spekuliert«, meint Kevin, »deine Beobachtungen sind interessant. Wir sollten den Splitter im Labor genau untersuchen. Und vielleicht finden wir in der nächsten Zeit weitere Indizien für oder gegen deine Thesen. Und jetzt sollten wir schlafen, wenn wir morgen wirklich den Mount Ngauruhoe ersteigen wollen!«

Die Entscheidung diese Tour zu machen, ist ihnen nicht leicht gefallen. Es wird kein leichter Anstieg werden. Der Berg besteht zum größten Teil aus einem fast perfekten Kegel von Vulkanschlacke, der im Sommer die Wärme einfängt und unerträglich heiß wird, wobei neue Lava oder Asche vom Krater die Situation nicht einfacher macht. Zu jeder Jahreszeit können unvermutet heftige Stürme aufziehen. Im Winter bewegt man sich dann plötzlich in arktischen Bedingungen, im Frühling kann der Wind so stark werden, dass er Eisplatten durch die Luft schleudert ...

Beim ersten Tageslicht brechen die vier auf. Der Himmel ist klar und es ist windstill. Also zumindest der Anfang stimmt! Im Laufe des Vormittags frischt der Wind auf und treibt Wolken aus dem Süden heran. Viele Stellen sind unangenehm vereist. Die vier arbeiten sich langsam höher und höher, die Männer führen und versuchen die Moral der Mädchen mit ermutigenden Bemerkungen hoch zu halten. Gegen Mittag wird die Situation aber immer kritischer. Der Wind hat Sturmstärke angenommen, die Sicht wird immer schlechter. Dicke Wolken haben nicht nur Nebel gebracht, sondern auch eine Mischung von Regen und Schnee, der ihnen in die Gesichter bläst.

Plötzlich hören sie eine gewaltige Explosion aus der Richtung des Mount Tongariro. Die Erde bebt, es lösen sich Schnee- und Steinlawinen, die wie durch ein Wunder an ihnen vorbeigehen. Sie sind durchnässt, die Sicht ist auf Null gesunken. Sie müssen umkehren.

Als sie etwas abgestiegen sind und der Wind wieder erträglicher ist, genießt Aroha das Abrutschen über die Geröllfelder, die zum

Plateau hinunter führen. Sie merkt aber im Nebel nicht, dass sie sich einer steilen Felskante nähert. Mike erinnert sich vom Anstieg an diese Stelle, erkennt die Gefahr und läuft mit riesigen Sprüngen zu Aroha, wobei er bei jedem Aufsprung im Geröll einige Meter weiterrutscht. Er stürzt in der Eile einmal, merkt gar nicht, dass er seinen Rucksack dabei aufreißt, und erreicht Aroha noch rechtzeitig. Sie wundert sich über das besorgte Gesicht von Mike, bis dieser ihr den Felsabbruch zeigt, auf den sie zugesteuert ist.

An diesem Abend sitzen sie lange um ein warmes Feuer, essen, trinken und reden. Aroha näht den Rucksack von Mike, als kleine Geste des Dankes für ihre ‚Rettung‘. Mike kontrolliert den Inhalt, es scheint nichts verloren zu sein. Erst in Auckland wird er zu seiner Frustration feststellen, dass einige Obsidianstücke, darunter der interessante Splitter mit dem Muster, fehlen.

Es ist der letzte Abend vor ihrer Rückfahrt nach Auckland. Sie gehen die Ereignisse der letzten Tage durch, bis sie allmählich immer müder werden. Aroha liegt angenehm nahe bei Kevin. Mike und Jeannie flüstern noch lange miteinander.

In der Nacht heult der Wind um die Hütte. Aroha ‚sieht‘ ihn als mythisches Ungeheuer, das den Berg vor Menschen schützt und droht, beim nächsten Besteigungsversuch weniger freundlich mit den Menschlein umzugehen.

Beim Frühstück ist Mike verträumt und stiller als sonst, Jeannie hat glänzende Augen. Es wird Aroha und Kevin klar, dass die Freundschaft zwischen Jeannie und Mike zu mehr geworden ist.

## 9. Die Lawine

Nach den Abschlussprüfungen treffen sich Aroha, Jeannie und Mike in euphorischer Stimmung. Das Jahr ist gut abgeschlossen, und Kevin hat angerufen, ob sie nicht in die Berge auf der Südinsel kommen wollen, wo er gerade im Einsatz ist.

Obwohl Kalina sagt, dass sie wegen Vorbereitungen auf den nächsten Studienabschnitt keine Zeit hat mitzukommen, ist es Aroha klar, dass dies nur eine Ausrede ist. Kalina glaubt nach wie vor nicht an die Macht des Kapakapa, an die ‚andere‘ Welt. Selbst Photos aus dem ‚anderen‘ Tongariro Nationalpark konnten sie nicht überzeugen. »Photos beweisen heute überhaupt nichts mehr. Du weißt, dass man sie beliebig digital manipulieren kann.«

Aroha trägt nun wieder täglich das Kapakapa, was sie während der letzten Monate des Studiums nicht tat.

»Hast du wieder einmal irgendwelche ‚Rufe‘ von einer anderen Welt gehört?«, erkundigt sich Jeannie neugierig.

»Ja, als ich es heute Morgen anlegte. Aber der ‚Ruf‘ war irgendwie schwächer, als käme er von weiter weg. Ich bin mir sicher, er kam von den Gipfeln irgendwelcher Berge, die sehr kalt sind. Kälter als wir es das letzte Mal erlebt haben.«

»Das passt ja auf die Südalpen und sehr gut zum Vorschlag Kevins. Ich glaube, wir müssen uns demnach besonders gut ausrüsten. Ich rufe morgen Kevin an, ob er für uns alle Eispickel und Steigeisen besorgen kann.«

Aroha und Jeannie kümmern sich um die Verpflegung. Sie verbringen mehrere Stunden in einem Supermarkt und kaufen riesige Mengen von Nahrungsmitteln, die sich für Bergtouren eignen sollten. Käse, Speck, Salami, Dauerbrot, Milchpulver, Astronautennahrung, Tee, Salz, Zucker, Kaffee, usw.

Am Nachmittag benutzen sie die Essenslisten, die ihnen Kevin gegeben hat, um die einzelnen Nahrungsmittel in entsprechenden Quantitäten abzupacken. Es kommt ihnen vor, als würden sie viel zu viel mitnehmen!

Sie verlassen Auckland an einem Freitag Anfang Jänner<sup>28</sup> und fliegen nach Queenstown<sup>29</sup>. Mike hat sich diesmal zehn Tage



Urlaub genommen, und Aroha und Jeannie sind wegen der Universitätsferien zeitlich auch nicht unter Druck.

Kevin holt die drei am Flughafen ab und fährt mit seinem Geländewagen auf einer nur für Park-Ranger offenen Strasse tief in die Berge.

»Großer Gott!«, ruft Kevin erstaunt, »Alles hat sich hier geändert! So wie es beim Tongariro Nationalpark war, ist es auch hier geschehen! Das da drüben soll der Mount Aorangi sein, aber jetzt schaut er viel höher und schroffer aus!«

»Du hast absolut recht«, sagt Mike, »keiner dieser Berge schaut so aus, wie ich sie kenne, sie sehen nicht ‚normal‘ aus, sind viel zu steil!«

»Ihr könnt mir glauben, als ich vor einigen Stunden weggefahren bin, um euch zu holen, war alles noch ganz normal«, sagt Kevin.

Alle schauen wortlos Aroha an: »Das Kapakapa«, murmelt sie, »ja, ich trage es.«

»Unabhängig davon, dass sich die Gegend geändert hat, steigen wir doch noch heute wie geplant auf, oder?«, fragt Kevin.

Alle stimmen mit Schattierungen in ihrer Begeisterung zu.

Es scheint schon der Mond, als sie den ersten Bergrücken erreichen. Die Welt ist, hat man sich erst ein bisschen an das spärliche Licht gewöhnt, wie verzaubert. Sie sind umgeben von ersten Anzeichen von Schnee; der Regenwald und die rauschenden Flüsse liegen schon unter ihnen.

Kevin hat für alle Eispickel und Steigeisen besorgt. Am nächsten Morgen trifft er alle Entscheidungen: »Seht ihr den Gletscher da oben?«, fragte er.

Alle nicken. »Und seht ihr, etwa in einem Drittel der Höhe den Eisfall?«

Wieder nicken sie. »Wenn wir es schaffen, an diesem Eisfall vorbei zu kommen, dann können wir uns im Gletscherrand eine bequeme Schneehöhle bauen.«

»Eine Eishöhle! Herrlich! Ich wollte schon immer mithelfen, eine zu bauen und dort wohnen«, jubelt Jeannie.

Nun sind Mike und Kevin nicht mehr zu bremsen, und ihre

---

[28] Jänner ist natürlich Hochsommer in Neuseeland.

[29] Queenstown ist das Sport- und Touristenzentrum der Südinsel, aber auch Ausgangspunkt herrlicher Touren. Seite 86

Begeisterung ist ansteckend. »Da, wo wir übernachtet haben, das nennen wir unser »Basislager«. Hier unter dem überhängenden Felsen lassen wir einige Ausrüstungsgegenstände zurück«, sagt Kevin. »Heute klettern wir bis zum Gletscher, aber wir kehren am Abend retour. Und morgen werden wir dann versuchen, den Eisfall zu überwinden.«

Am obersten Gebirgskamm, gerade unterhalb der Schneegrenze üben sie noch einmal die wichtigsten Klettermanöver. Einmal ist Aroha an einer Felsnase mit dem Seil angebunden, wobei der freie Teil des Seils mit einem Karabiner um ihre Taille befestigt ist. Kevin ist hoch über ihr, um die leichteste Route zu finden. Sie kann Mike und Jeannie nicht sehen, denn diese sind weiter zurück, noch auf der anderen Seite des Kamms. Es kommt ihr vor als wäre sie ganz allein in dieser verschneiten, stillen Welt. Ihre Finger berühren das Kapakapa. Da ‚sieht‘ sie plötzlich:

*Kevin, der mit größter Sorgfalt das Seil befestigt, so dass sie unter allen Umständen sicher ist.*

Dieses Bild zeigt ihr, wie sehr Kevin sie liebt, und sie muss schlucken, während ihre Augen feucht werden.

Oberhalb der Schneegrenze gilt es den Umgang mit Schnee und Eis noch einmal zu üben. Auf den unteren Hängen lernen sie, wie man beim Rutschen abbremsen kann, und wie man ohne stehen zu bleiben die anderen sichern kann. Die Rufe »Halten!« werden von den Bergwänden als Echo zurückgeworfen. Obwohl Aroha Handschuhe trägt, spürt sie mehr als einmal eine kleine Verbrennung, die das durch die Finger gleitende Seil hinterlässt.

Aber die Übungen machen sich schnell bezahlt. Etwas später am Tag, als sie einen steilen Hang heruntersteigen, schreit Jeannie plötzlich ein lautes »Halt!«. Mit den vorher trainierten Reflexen lassen sie sich alle auf ihre Eispickel fallen, die sich in den Schnee eingraben, und die so die Seilschaft und Jeannie halten. Jeannie ist dadurch nur einige Meter tief in eine Gletscherspalte gestürzt, hat sich aber nicht verletzt.

Im Laufe des Tages wird der Schnee so weich, dass die Steigeisen kaum mehr halten und sie immer tiefer in den Schnee einsinken. Mike führt die Gruppe langsam und mit großer Vorsicht. Obwohl

er es nicht erwähnt, um die Freunde nicht zu verunsichern, sind ihm die Verhältnisse nicht geheuer. Hier könnte man jederzeit eine Lawine abtreten.

Durch den weichen Schnee wird es eine harte Arbeit ihr »Basislager« zu erreichen.

Während die Mädchen für alle das wohlverdiente warme Abendessen kochen, tauschen Kevin und Mike ihre Erfahrungen aus.

»Die Situation ist ungewöhnlich«, beginnt Kevin, »es geht mir wie schon ein paar Mal bei unseren Touren. Alles schaut steiler aus als es sein sollte. Es ist so, als würden mich meine Augen und Schätzungen immer wieder im Stich lassen.«

»Ja, so ist es«, bestätigt Mike, »während wir die verschiedenen Sicherungsarten üben, habe ich immer wieder versucht, den Neigungswinkel der Hänge abzuschätzen. Und jedes Mal, wenn ich die Schätzung mit der nur mäßigen Geschwindigkeit verglich, mit der wir dann abrutschten, wusste ich, dass ich mich wieder geirrt hatte.«

»Egal wie es ist«, meint Jeannie, »ich für meine Person bin froh, dass es sowohl beim Aufstieg wie beim Abstieg immer schwieriger aussieht als es dann ist.« Aroha stimmt zu.

Bei Tagesanbruch beginnen sie wieder mit der Besteigung. Sie kommen sehr schnell bis zum Fuß des Eisfalls. Die Steigeisen finden in den Spuren des Vortags ausgezeichneten Halt und die Tatsache, dass sie am Vortag einigen Aufwand investiert hatten, erweist sich nun als sinnvoll.

Jetzt muss der Eisfall bewältigt werden. Ein Stück geht es gut, indem sie Stufe um Stufe in das harte Eis hauen. Dann müssen sie eine Schneebrücke über einen tiefen Abgrund überqueren. Obwohl hier jeweils die anderen drei sichern, sind alle froh, am anderen Ende angelangt zu sein. Sie denken nicht gerne daran, dass sie hier irgendwann auch wieder zurück müssen! Der Rest des Eisfalls ist steil und mühsam, bietet aber keine neuen Überraschungen. Gegen Mittag haben sie das obere Ende erreicht.

Am Nachmittag suchen sie sehr sorgfältig nach einem geeigneten Hang mit hohen Schneeweichen. Es ist fast Abend, bis sie mit einem Platz zufrieden sind und mit dem Bau der Schneehöhle beginnen können.

Dies soll ihr »Hauptlager« werden, und sie müssen daher großzügig vorgehen. Zunächst graben sie zwei Stollen, die sich treffen sollen, in den harten Schnee, ungefähr drei Meter lang und groß genug, dass sie bequem durchkriechen können. Am Ende dieser Stollen arbeiten sie paarweise. Einer schaufelt und einer bringt den losen Schnee nach außen. Dort, wo sich die Tunnel treffen, wird so ein runder Raum, der dann auch systematisch nach oben erweitert wird, bis sie aufrecht stehen können. Nun legen sie die Schlafnische an. Der unterste Rand der Nische liegt gerade über dem höchsten Teil der Tunnel, damit die Wärme oben gefangen wird. Die Decke wird sorgfältig so abgeschrägt, dass Kondens- oder Tauwasser nicht in die Schlafnische rinnt.

Sie arbeiten lange. Als Aroha später zurückdenkt, wird ihr klar, wie müde, hungrig und kalt das alles war. Schließlich knieten sie beim Graben eine graume Zeit am Schneeboden, und das Abgraben der Höhlendecke, obwohl man dann stehen konnte, war auch nicht angenehmer, weil dann immer der Schnee von oben herunterfiel. Und im Übrigen musste loser Schnee kriechend ins Freie gebracht werden. Aber deutlich erinnert sich Aroha an diesen Teil der Tour nicht, die Erinnerungen sind begraben, verloren, wie nutzloses Gepäck.

Um Mitternacht versuchen sie den Gaskocher anzuzünden, um sich eine warme Suppe und einen Tee zu kochen. Aber die Zündhölzer sind nass geworden, und nach zwanzig Versuchen bekommen sie Angst. Sie dürfen nicht alle aufbrauchen. Sie müssen die Zündhölzer über Nacht sorgfältig trocknen! So gibt es nur Knäckebrötchen mit ein bisschen Käse, bevor sie den letzten Teil der Arbeit beginnen. In die Schlafnische legen sie eine Plastikplane als Unterlage. Darauf kommen drei Luftmatratzen und auf diese quer darüber die vier Schlafsäcke. Sie liegen so, dass ihre Köpfe aus der Nische herausragen. Die geringe Tiefe der Nische wird dadurch wettgemacht, dass sie ihre Köpfe auf die Rucksäcke legen, die vor der Nische aufgestellt werden.

Todmüde kriechen sie in die Schlafsäcke. Es ist relativ bequem, aber um nicht zu frieren, müssen sie doch fast alles anziehen, was sie an trockener Kleidung besitzen.

Nach einem heißen Tee am nächsten Morgen (die Streichhölzer sind jetzt trocken!) und Haferbrei mit Rosinen, Nüssen und Zucker brechen

sie gestärkt und in guter Laune auf. Der Himmel ist azurblau, aber es bläst ein kalter Wind. Dafür sind die Schneebedingungen ideal. Die Schneedecke ist so hart gefroren, dass die Steigeisen herrlich greifen. Allerdings ist die Oberfläche so eisig, dass sie mit dem Pickelstiel nicht durchkommen, was die gegenseitige dynamische Sicherung fast unmöglich macht. Nach mehreren Stunden stehen sie auf dem ersten Berggipfel, nahe beisammen, oberhalb der Wolken. In allen Himmelsrichtungen stehen die großen Gipfel der südlichen Alpen. Gerne wären sie zum nächsten, noch höheren Gipfel, dem eigentlichen Ziel Mount Aorangi, weitergegangen. Aber es fällt leichter Nebel ein, der sich zunehmend verdichtet. Sie müssen umdrehen und ihre Schritte zurückverfolgen. Es ist gut, dass es jetzt nicht schneit, denn sonst wären die Spuren bald verwischt und die Rückkehr nur mit Kompass möglich. Aber die Spuren bleiben bis zuletzt gut sichtbar.

Der letzte Hang ist ein Genuss. Sie nehmen die Steigeisen ab, legen das Gewicht auf die Fersen und fahren so, fast wie auf Kurzschiern, über den verharschten Schnee ab, lachend und sich zurufend, fast wie eine Gruppe kleiner Kinder.

Am nächsten Tag hat sich das Wetter stark verschlechtert, wie es in den Alpen immer wieder passiert. Sie bleiben fast den ganzen Vormittag in ihren Schlafsäcken und erzählen sich Geschichten, bis ihnen irgendwann (vorübergehend!) der Stoff ausgeht.

Am Nachmittag gehen Mike und Kevin auf eine Erkundungstour. Aroha hat ein unangenehmes Gefühl im Magen, als sie die beiden als immer kleiner werdende Figuren in der unendlich groß erscheinenden Schneeeinöde in Nebel und Sturm verschwinden sieht.

Sie und Jeannie beschäftigen sich den Rest des Tages mit dem weiteren Ausbau der Schneehöhle. Sie bauen ein paar ‚Regale‘, indem sie Nischen aus Schnee heraushauen, verbessern Höhlendecke und Wände und graben zwei Seitenstollen mit tiefen »Falllöchern«, je eines für »Männer« und »Frauen«.

Kevin und Mike wollten um 16 Uhr zurück sein. Als Aroha irgendwann auf ihre Uhr schaut (Jeannie trägt nie eine), sieht sie, dass diese stehen geblieben ist. Sie stellt sie gefühlsmäßig auf 16.30 ... und es ist gut, dass sie sich so verschätzt, sonst hätte sie sich

Sorgen gemacht. Die beiden Männer kommen erst zurück, als die Uhr 17.30 zeigt, es in Wahrheit aber schon 20.00 Uhr ist.

Kevin und Mike kommen zurück, singen nach der Melodie eine bekannten Musicals: *There is now place, like a snow place, like a snow place, we know ...*

Sie berichten, dass es ihnen trotz schlechten Wetters Spaß gemacht hat, die Gegend auszukundschaften, und dass sie auch etwas Nützliches erledigen konnten. Sie haben mit Kaliumpermanganat-Kristallen<sup>30</sup> Wege um gefährliche Stellen und Gletscherspalten markiert.

Der nächste Tag, Mittwoch, beginnt mit Kaiserwetter. Sie brechen früh auf. Vielleicht werden sie heute ihr eigentliches Ziel, den Mount Aorangi, ersteigen können? Hänge und Felsen sind übergossen mit Schnee und Licht, der weiße Schnee scheint einen Teil des dunkelblauen Himmels zu reflektieren. Die Farben erinnern Aroha an die Wasserlilien in einem Bild von Monet. Für Aroha wird die Schönheit des Tages nicht durch den einbrechenden Nebel zerstört, der sie gegen Mittag wieder zwingt umzukehren. Die Schneehöhle fühlt sich für sie wie ein Palast an!

Der Donnerstag wird ein erzwungener Ruhetag. Als Kevin um 3 Uhr Früh hinaus kriecht, um zu schauen, ob sie sich für den »Gipfelsturm« vorbereiten sollen, ist der Wind so stark, dass er ihn fast umbläst. Grinsend kriecht Kevin in den Schlafsack zurück und ruft den anderen, die nicht ganz wach sind, zu »heute gibt es einen Lange-Schlafen-Wettbewerb. Wir können heute bestimmt nichts unternehmen.«

Sie verbringen den Tag mit reden, Karten spielen und dem Austausch von Beschreibungen ihrer Lieblingsgerichte. Die Astronautennahrung beginnt ihnen allmählich langweilig zu werden!

Der Freitag bringt wieder gutes Wetter. Sie brechen sehr früh auf, und stehen schon um 9 Uhr auf dem ersten Berg, von dem aus der Anstieg zum Aorangi gut zu sehen ist. Der Wind ist kräftig, aber

---

[30] Kaliumpermanganat,  $\text{KMnO}_4$ , besteht aus dunkelvioletten, fast schwarzen metallisch-stahlblau glänzenden rhombischen Prismen. Es ist in 16 Teilen Wasser lösbar und färbt Wasser und Schnee selbst in kleinsten Mengen intensiv violett.

kein Sturm, also weiter! Um 10 Uhr beginnen sie die letzte Etappe, die nicht länger als etwa zwei Stunden in Anspruch nehmen sollte. Aber es kommt ganz anders. Plötzlich wird der Wind zum Orkan, überfällt sie mit Macht, jagt ihnen Schnee stechend ins Gesicht. Wieder müssen sie umdrehen. Sie kommen nur langsam voran, denn es ist fast nichts zu sehen.

Als sie sich an den Abstieg machen und auf den Gletscher lossteuern, wird ihnen bewusst, dass sie vielleicht in ernsthaften Schwierigkeiten stecken. Die Männer stellen fest, dass ihre Kompassmessungen um fast 40 Grad verschieden sind!

Inzwischen schneit es heftig. Zwei Stunden lang arbeiten sie sich mühsam den Gletscher hinunter, der Wind heult ihnen entgegen, der Schnee blendet sie. Sie folgen dem führenden Mike blind, alle angeseilt, weil sie sich vor unsichtbaren Gletscherspalten fürchten. Niemand hält es für möglich, dass Mike noch weiß, wo er ist und den Weg findet.

Doch Mike geht unbeirrt weiter. Aroha beginnt sich allmählich die Schneehöhle wie ein wunderbares Schloss vorzustellen, so müde und erschöpft ist sie, ihr ist kalt, sie ist hungrig und etwas verzweifelt.

Da! Auf einmal ist der Eingang zur Schneehöhle direkt vor ihnen!

»Hut ab, oder besser gesagt ‚Mützen ab‘ für Mike«, sagt Kevin, »keiner von uns hat geglaubt, dass man unter diesen Bedingungen zurückfinden kann!«

Und die vier stimmen diesmal eine etwas andere Version des Liedes an: *There is no palace, like a snow palace, like the snow palace, we know*

...

... während sie die nasse Bekleidung gegen trockene tauschen.

Die ganze Nacht tobt der Schneesturm. Sie teilen Schichten ein, um wenigstens bei dem nach Norden gehenden Stollen eine kleine Öffnung von Schnee freizuhalten. Der Schneesturm hält auch den nächsten Tag an. Und den nächsten.



Zu diesem Zeitpunkt gehen ihnen die Grundnahrungsmittel aus.

Es beginnt ihnen Leid zu tun, einiges im »Basislager« gelassen zu haben. Haferbrei mit Milchpulver, ohne Salz, Zucker oder andere Zutaten beginnt eintönig zu schmecken.

In den frühen Stunden des nächsten Morgen werden alle durch ein furchtbares Getöse geweckt. Sie setzen sich wie auf Befehl gemeinsam auf und hören ein langes, allmählich leiser werdendes Dröhnen und Rauschen.

»Eine Lawine«, stöhnt Kevin.

Sie sitzen zitternd in den Schlafsäcken, bis ihnen die völlige Stille bewusst wird, eine viel zu tiefe Stille, eine Stille, die nichts Gutes bedeutet. Das Heulen des Sturmes ist verstummt!

Mike zündet eine Lampe an und Kevin zeigt schweigend auf die beiden Stollen, die aus der Höhle führen. Beide sind bis in die Höhle herein mit Schnee gefüllt!

Aroha sagt, was sich die anderen denken: »Es könnten Tonnen von Schnee sein, die unsere Ausgänge blockieren!«

»Mobiltelefon?«, fragt mit hoher Stimme Jeannie.

»Keine Chance. Wir hatten schon vorher keinen Empfang«, antwortet Kevin.

»In diesem Fall schlage ich vor, dass wir sofort mit dem Graben beginnen«, meint Mike.

»Wird uns die Luft ausgehen?«, ist Jeannie besorgt.

»Das wird nicht unser größtes Problem sein, zumindest noch nicht für einige Zeit. Es ist auch im Schnee einige Luft gefangen«, versucht Kevin zu beruhigen, »das größte Problem ist, was wir mit dem Schnee machen, den wir aus den Tunneln heraus graben.«

»Und mit welchem Stollen sollen wir anfangen... Norden oder

Süden?«, überlegt Mike. »Wir haben keine Ahnung, wie es jetzt draußen aussieht. Es könnte einen gewaltigen Unterschied machen, je nach dem wo wir graben.«

Keiner bewegt sich, keiner fühlt sich in der Lage eine Entscheidung zu treffen, die vielleicht eine über Leben und Tod ist.

Aber plötzlich zeigt Aroha nach oben. Nicht auf einen der Tunnel, sondern hinauf zur Decke der Höhle. Zur Decke der Höhle neben der Nische, in der sie geschlafen haben.

»Da müssen wir graben, direkt hinauf!«

Die Freunde schauen sie verwundert an.

»Ich weiß, es klingt vielleicht verrückt, aber ich spüre, dass hier der Weg ins Freie am kürzesten ist.«

»Vielleicht werde ich auch schon verrückt«, sagt Mike, »aber aus einem Grund, den ich nicht angeben kann erscheint es auch mir vernünftig, hinauf zu graben.«

»Nun, so verrückt ist es vermutlich nicht«, kommentiert Kevin, »es ist doch immerhin wahrscheinlich, dass weiter unten, beim Ausgang der Stollen, die Lawine höher liegt, als auf dem Dach der Höhle.«

Auf einmal sind alle wieder optimistisch. Sie wechseln sich beim Graben ab. Nach einiger Zeit hören sie den noch gedämpften Lärm des Sturmes, aber das gibt ihnen neue Kraft. Schließlich, Aroha jubelt, brechen sie durch ... frische Luft, sie können hinaus. Nur: Es schneit noch immer!



## 10. Der Mindcaller

Es wird ein langer Tag in der vom Schnee verschütteten Höhle. Sie verbringen ihn irgendwie, versuchen, nicht an Essen zu denken, spielen Karten und Gedächtnisspiele, geben sich gegenseitig Rätsel auf und reden über Gott und die Welt.

Am Abend versucht Mike ihnen die Geheimnisse neuer Verschlüsselungsverfahren zu erklären, vor allem die so genannten »öffentlichen Schlüsselsysteme«, die er als eine der größten Entdeckungen des späten 20. Jahrhunderts bezeichnet. Er benutzt einen Löffel und eine Gabel, um Alice und Bob, Sender und Empfänger von verschlüsselten Nachrichten, zu symbolisieren und er verbraucht bei seinem Versuch, alles verständlich zu machen, seinen ganzen Tagesvorrat an Toilettenpapier.

Dann gibt er ihnen sein Lieblingsrätsel auf:

»Ein Mann A trifft seinen Freund B.

B fragt A: Wie alt sind jetzt eigentlich deine drei Töchter?

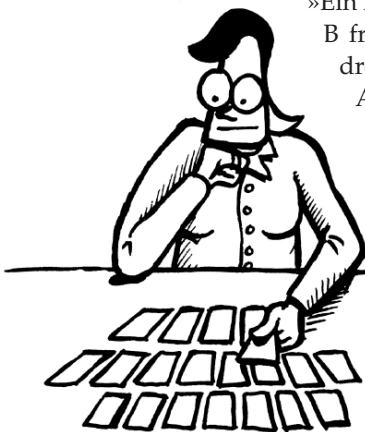
A antwortet: Eigentlich solltest Du es ja wissen, aber ich helfe dir. Multipliziert man ihre Alter (und wir rechnen nur in ganzen Zahlen, also ein Jahr alt, zwei Jahre alt, usw.), dann ergibt sich 36. Zählt man die Alter zusammen, so erhält man deine Hausnummer. B beginnt zu rechnen und schüttelt schließlich den Kopf: Du musst mir noch mehr sagen, ich habe noch nicht genügend Information um das Rätsel zu lösen.

Da antwortet A: OK, ich sage dir noch etwas Wichtiges: Die Älteste ist blond.

B überlegt ein bisschen und sagt dann: Ja, danke, jetzt weiß ich wie alt sie sind.«

Mike blickt Kevin, Aroha und Jeannie an.

»Jetzt seid ihr dran. Wie alt sind die drei Töchter, und wie lautet die Hausnummer von B? Ja, ihr braucht nicht so ungläubig schauen,



nach dem, was ich euch erzählt habe, gibt es genau eine Lösung.« Die drei Freunde denken eine Weile ergebnislos nach. Kevin nimmt dann ein Stück Papier und beginnt einiges aufzuschreiben. Schließlich lacht er.

»Nettes Rätsel Mike. Ja, ich habe die Lösung.« Die anderen sind noch immer verblüfft und Jeannie sagt:

»Was soll der Unsinn ‚Die Älteste ist blond‘?«

Kevin lächelt: »Das ist kein Unsinn. Die Information ist äußerst wichtig.

Wenn ihr ein bisschen drüber nachdenkt werdet ihr wie ich schon dahinter kommen<sup>31</sup>!«

Aroha beschreibt ihre Arbeit in der Biologie.

»Sie macht mir Spaß, aber ich bin nicht sicher, ob ich sie ein ganzes Leben lang machen will.«

»Was stellst du dir sonst vor?«

»Ich weiß es nicht genau. Aber Malen und Medien haben mich immer interessiert. Vielleicht möchte ich Filmproduktion erlernen ... Wie schaut es bei dir aus?«

»Ich bin noch weit davon entfernt, meine Forschungsarbeiten abzuschließen.«

»Erkläre uns doch, was du forschst!«, bittet sie Mike.

Jeannie hat Bedenken, ob sie das in einfachen Worten richtig kann. Sie ist jetzt eine Forschungsstudentin, die neue Formen der computerunterstützten Kommunikation untersucht, wobei sie mit einer bekannten Gruppe in Europa zusammenarbeitet:

»Vielleicht kann ich es so am einfachsten erläutern: Wir haben Ohren zum Hören, das sind passive Instrumente. Sie können nur Geräusche aufnehmen aber nicht produzieren. Aus der Sicht eines Computerfachmanns sind sie also ‚Eingabegeräte‘. Aber wir haben auch einen Mund, mit dem wir sprechen, also Geräusche für die Ohren machen. Der Mund ist also das entsprechende ‚Ausgabegerät‘. Mit anderen Worten, im Audibereich hat der Mensch sowohl ein Eingabe- als auch ein Ausgabegerät. Im visuellen Bereich ist es aber anders. Die Augen, als passive Instrumente, sind wieder

---

[31] Jeder Leser, der das Rätsel nicht kennt, soll versuchen, es zu lösen! Es geht wirklich und ist kein Trick. Bevor irgendwer ganz verzweifelt: Der Herausgeber der Xperten-Reihe steht notfalls per email unter hmaurer@iicm.edu oder Fax (0316) 873 5699 für Hilfe zur Verfügung!

sozusagen ein ‚Eingabegerät‘, aber wir haben kein entsprechendes visuelles ‚Ausgabegerät‘, wir haben sozusagen keinen ‚Mund für die Augen‘.«

»So explizit ist mir das nie vorher aufgefallen«, staunt Kevin.

»Das heißt, du versuchst den Computer als eine Art ‚Augen-Mund‘ als visuelles Ausgabegerät einzusetzen?«, sagt Aroha.

»Ja, so könnte man es ungefähr sagen«, lächelt Jeannie. »Nur ist die Situation natürlich viel komplexer. Die Herausforderung ist, herauszufinden, wie weit wir visuell und nicht in Worten denken. Was wir in unserem Kopf ‚sehen‘ das sind ja nicht irgendwelche Bilder oder Filme, sondern das sind gewisse Abstraktionen, die wir verstehen lernen müssen. Versucht nur einen Augenblick, euch eine Rose vorzustellen! Was empfindet ihr (sie macht eine Pause und alle denken an eine Rose)? Es ist doch bemerkenswert. Wir sehen dabei nicht ein richtiges Bild, aber irgendwas mit durchaus vielen Details wird uns dabei bewusst.«

»Willst du sagen, dass wir uns nur abstrakte Bilder - was immer das ist - merken?«

»Ich habe ja gesagt, dass es mir nicht leicht fallen wird, zu erklären, was wir machen«, lacht Jeannie, »aber, als Beispiel, versuch dir einmal die Tätowierung auf Popey's Arm vorzustellen. Welche Gestalt hat sie?«

»Es ist ein Anker«, sagt Aroha.

»Wieso kannst du das sagen?«

»Weil ich den Anker sozusagen in mir sehe.«

»Gut, kannst du ihn jetzt um 90 Grad drehen?«

»Ja«, antwortet Aroha.

»Nein«, sagen Mike und Kevin fast gleichzeitig.

»Verschiedene Antworten also. Ist doch interessant. Aber, Aroha, als du den Anker gedreht hast, war das, als sähest du einen Film?«

Aroha denkt nach und schüttelt dann den Kopf. »Nein, es war anders.« Alle denken, ohne zu reden, eine Weile nach.

Jeannie setzt fort: »Fast alle Tiere haben Ohren und Augen und haben damit ein Gedächtnis für Geräusche und visuelle Eindrücke. Fast alle Tiere können auch Geräusche machen; aber wie wir Menschen könne sie keine visuellen Eindrücke (von ganz einfachen abgesehen) erzeugen. Was uns daher sozusagen fehlt, und an dem arbeiten wir, ist eine visuelle Sprache.«

Das führt zu einer langen Diskussion was man sich darunter vorstellen und wie sich so etwas entwickeln könnte.

»Wahrscheinlich wäre die beste visuelle Sprache irgendwie an die Mathematik angelehnt?«, sagt Mike.

»Wäre so eine Sprache so eine Art Ersatz für ein fotografisches Gedächtnis?«, fragt Aroha.

»Nein, unser visuelles Gedächtnis scheint nicht wie ein Fotoapparat zu funktionieren«, kommentiert Jeannie, »bisherige Forschungsergebnisse scheinen zu belegen, dass wir visuelle Eindrücke in kleinen Bruchstücken, durch Verallgemeinerungen und durch Abstraktionen speichern. Technisch nennt man das oft ‚Hinweise und vages Aufblitzen‘.«

Aroha ist erstaunt. Sie ist längere Zeit still, bevor sie es schließlich wagt, über ihre Erfahrungen mit den visuellen Eindrücken zu berichten, die das Kapakapa liefert: »Ich erinnere mich, als ich das Kapakapa das erste Mal benutzte. Da ‚sah‘ ich ganz kurz das Lächeln meiner Großmutter, das ‚vage Aufblitzen‘ beschreibt das recht gut. Dann, in der Höhle, erlebte ich mehrmals ein solches ‚Aufblitzen‘, darunter war auch das Bild der Göttin des Todes, das mich sehr erschreckte.«

»Ja, ich erinnere mich, dass du damals zusammenzucktest«, sagt Jeannie.

»Aber was mich beunruhigt«, sagt Aroha, »könnte es sein, dass das Kapakapa irgendwie mein Gehirn, mein Denken, mein Gedächtnis beeinflusst? Darum benutze ich es nicht immer, habe es jetzt in den letzten Monaten vor den Prüfungen nie getragen. Will einer von euch einmal ausprobieren, ob er etwas spürt?«

Zunächst hat niemand so rechte Lust. Dann nimmt es Mike, um zu beweisen, dass er als Naturwissenschaftler immer bereit ist, ein Experiment durchzuführen.

»Halte es fest«, sagt Aroha, »und schließe die Augen.«

»Nichts, ich sehe nichts.«

Auch Jeannie und Kevin machen einen erfolglosen Versuch. »Bist du sicher, dass du uns nicht zum Narren hältst?«, meinen sie schließlich.

Aroha schüttelt den Kopf. »Nein, ich glaube, dass das Kapakapa für mich funktioniert, hat entweder damit zu tun, dass ich halb Maori bin, oder ist es einfach so, dass gewisse Menschen leichter

beeinflussbar sind als andere. Schließlich gibt es ja auch bei den Menschen solche, die leicht hypnotisierbar sind, und andere, bei denen es nicht gelingt.«

Das Gespräch wendet sich nun dem Thema Hypnose zu. Der Tag vergeht jedenfalls ohne Langweile und überraschend schnell. Kevin ist am schweigsamsten. Seine sanften Augen, in seinem kantigen und doch milden Gesicht folgen Aroha sehnsüchtig und gedankenvoll.

Am nächsten Morgen graben sie sich wieder aus. Der Himmel ist hellblau, es schneit nicht mehr. Und sie sehen das erste Mal das Ausmaß der Lawine. Beide Stollen zur Wohnhöhle sind meterhoch mit dicht gepacktem Schnee verschüttet. Sie schauen wortlos Aroha an. Sie hat ihnen zweifellos den einzig möglichen Weg ins Freie gezeigt, indem sie vorschlug, nach oben zu graben!

»Wie machen wir weiter, Aroha?«, fragt Mike, »hinauf oder hinunter?«.

»Ja, Aroha soll entscheiden.«

Aroha schaut der Reihe nach ihre drei Freunde an. Sie weiß, was sie denken. Der Gipfel ruft, sie fühlen es alle. Sie müssen noch einen Versuch machen, alles andere wäre eine Enttäuschung.

Natürlich ist von den violetten Spuren, die Kevin und Mike zur Vermeidung von gefährlichen Stellen legten, nichts mehr zu sehen. Aber diesmal geschieht das Wunder. Es bleibt sonnig und windstill, und der Neuschnee ist tief aber so pulvrig, dass das Vorankommen nur für den Ersten schwierig ist, und da wechseln sich die vier regelmäßig ab.

Dann stehen sie am Gipfel.

Ohne ein Wort zu sagen beobachten sie, wie die Wolken Gipfel nach Gipfel freigeben, die Sonne die Farben von Silber zu Gold ändert, der Himmel tiefblau wird. Die Berge sind kunstvolle Schneeskulpturen.

Aroha und Kevin rücken eng zusammen und umarmen sich. Mike und Jeannie schauen sich liebevoll an, bevor sie sich lächelnd küssen und sich dann nicht mehr loslassen. Ob es Augenblicke oder Stunden sind, wie sie so stehen, ist später schwer zu sagen. Die Gruppe fühlt sich in dieser Zeit unsterblich, erfüllt von

Bewunderung und Liebe, ihre Herzen fliegen weit über die Berge in einem Erlebnis und Zusammengehörigkeitsgefühl, das sie nie vergessen werden.

Frierende Füße bringen sie in die Realität zurück. Sie nicken sich zu und beginnen den Abstieg zur Schneehöhle.

*Kleine Splitter in der gewaltigen Berglandschaft*

*Kleine Splitter zusammen*

*Kleine Splitter an den Bruchstellen perfekt passend*

Bei der Schneehöhle sind sie eine glückliche Gruppe.

»Aroha, ich verstehe jetzt vielleicht, was du durch das Kapakapa manchmal erlebst«, redet Jeannie als erste, »mir war, als würde ich die Sterne am Himmel sehen, obwohl es helllichter Tag war.«

»Und ich habe ein Ungeheuer im Meer gespürt, tief im Wasser«, sagt Kevin, »und ich sehe noch immer seine großen, grünen Schuppen vor mir.«

»Ich habe Aorangi in seiner ganzen Schönheit erlebt, wie man einen Berg gar nicht erleben kann«, fährt Jeannie fort, »aber ich habe auch Unruhe gespürt, nicht was mich anbelangt, sondern etwas in der Zukunft. Ich verstehe jetzt besser, was du mit der Anwesenheit von Mutter Erde in der Höhle gemeint hast ... vielleicht hat uns die Stimmung am Gipfel auch einfach offener gemacht, sodass wir ein bisschen von deinem Kapakapa zu fühlen bekamen.«

»Ja«, sagt Aroha, »es waren sehr schöne Momente mit euch am Gipfel, und für mich besonders wegen dir, Kevin«, sagt sie ohne Verlegenheit. »Aber ich habe auch große Spannungen gespürt zwischen der herrlichen Umgebung die wir sahen, und der Dunkelheit im Inneren der Berge. Übrigens, nach der Legende liegt nicht weit im Westen von uns eines der größten Kanus vergraben, das die ersten Maoris nach Neuseeland brachte<sup>32</sup>.

Kevin legt einen Arm um Aroha. »Ich glaube, wir alle verstehen erst jetzt, was du uns mehrmals versucht hast zu erklären. Jetzt, nachdem wir alle ein ‚vages Aufblitzen‘ von ‚nicht normalen‘ Dingen erlebt haben, verstehen wir was du mit den Nachrichten des Kapakapa gemeint hast. Erst jetzt wird mir die unglaubliche Macht das Kapakapa so richtig bewusst.«

---

[32] So weit man es geschichtlich belegen kann, wurde Neuseeland von den polynesischen Inseln aus in zwei Wellen, die erste gegen 800 n.Ch., die zweite mit den heutigen Maoris, 600 Jahre später, besiedelt.

»Danke, Kevin, ich wünschte mir nur, dass wir mehr begreifen, was das alles bedeutet.«

»Ich denke, wir sind ein Stück weiter. In der Begeisterung unserer Wanderungen und Touren haben wir manchmal vielleicht die richtige Perspektive verloren und oft nicht genügend auf die ‚Rufe‘ und ‚Nachrichten‘ gehört, die das Kapakapa dir brachte, und warum es das tat.«

»Ja, das würde ich auch gerne wissen. Warum wurde ich in das verlorene Tal gerufen, in die Höhle, in den Tongariro Nationalpark oder nun hier her?«

Kevin blickt Aroha liebevoll an. »Entschuldige, wenn ich mir eine wilde Theorie zusammengereimt habe, aber ich möchte sie euch erzählen. Wir nennen die schöne Schnitzerei aus Obsidian inzwischen alle Kapakapa, also Halsschmuck. Und doch ist es viel mehr. Es ist uns aufgefallen, dass es schwerer ist als gleichgroßer Obsidian, dass man es nicht ritzen kann, darum ist es noch immer so elegant glatt, dass es auch an den dünnsten Stellen kein Licht durchlässt. In Wirklichkeit ist das Kapakapa viel mehr als nur ein Amulett, eine Schnitzerei aus Obsidian. Es ist ein Artefakt, das möglicherweise über noch weitere ungeahnte Fähigkeiten verfügt. Es verdient wohl einen anderen Namen, ich habe das schon einmal anklingen lassen, nämlich ‚Mindcaller‘. Es verbindet dich, Aroha, in noch nicht enträtselnder Weise mit anderen Menschen, anderen Zeiten, Mythen und der Natur. Und es scheint in beide Richtungen zu gehen. Du warst im Begriff, dich auf deine Maori-Kultur zu besinnen, und hast über das Kapakapa, ohne es bewusst zu tun, Rufe ausgesandt. Die wurden beantwortet, durch das Lächeln deiner Großmutter, indem dir viel über Mythen, Gestalten und Geschichte der Maoris in den verschiedensten Zusammenhängen mitgeteilt wurde. Aber die Rufe waren auch in die andere Richtung gegangen. Von deinem Maori-Erbe zu dir, ja überraschend auch von viel älteren Zeiten zu dir. Und wenn du den Ruf gespürt hast, zu bestimmten Orten zu gehen, wie in die Höhle oder in den Tongariro Park, dann bin ich heute sicher, dass dahinter ein Zweck verborgen war, den ich freilich selbst nicht verstehe, aber der irgendwann in der Zukunft schon einmal klar werden wird.«

So lange hat Kevin noch nie geredet. Alle haben mit Erstaunen zugehört und sehen Aroha erwartungsvoll an.

»Ich glaube, Kevin, du bist der Wahrheit so nahe gekommen wie wir es nie zuvor waren. Ich habe euch nie erzählt, weil damals das Misstrauen dem Kapakapa gegenüber noch zu groß war, dass Mutter Erde mir in der Höhle mitgeteilt hat, dass ich mir diesen Ort gut merken soll, weil ich ihn in fernerer Zukunft vielleicht noch einmal dringend benötigen werde. Ich habe das damals nicht verstanden, aber wie Kevin es erklärt, könnte das der wahre Grund sein, warum ich den Ruf ins verlorene Tal und die Höhle gespürt habe. Nur sollte es dann auch für den Ruf nach hier und zum Tongariro Park eine ‚Erklärung‘ geben, oder?«

»Ich denke, eine mögliche Erklärung für den Tongariro Park kennen wir«, sagt Mike, »erst dort wurde uns durch die anderen Obsidianbruchstücke klar, dass das Kapakapa mehr als nur eine Obsidianschnitzerei ist. Und dann vergiss nicht, wir haben dort einen Splitter gefunden, der wie ein Teil eines sehr komplexen Artefaktes ausgesehen hat, den ich dann leider, wie ihr wisst, durch den Unfall mit dem Rucksack verloren habe. Aber auch dort wollte anscheinend ‚jemand‘ oder ‚etwas‘ Aroha auf eine bestimmte Spur lenken.«

Jeannie setzt mit ihren Beobachtungen fort: »Ich denke, dass das Kapakapa ein sehr mächtiges Gerät ist und du, Aroha, auch noch lernen musst, es ganz zu verstehen. Ich glaube auch, wie schon gesagt wurde, dass es aus einer Zeit lange vor den Maoris stammt, aber dass vielleicht Maoris solche Schnitzereien auch schon gekannt haben, ja ihr Kunststil sogar dadurch beeinflusst wurde. Für die Tatsache, dass es sich um etwas Uraltes handelt, spricht vor allem, dass in der Nähe des Kapakapa, (und warum das nur manchmal geschieht, verstehen wir nicht) sich die Landschaft ändert, wie sie vor langer, langer Zeit ausgesehen hat und dies mag zum Teil eine Illusion sein, denn Mike und Kevin haben mehrmals festgestellt, dass z. B. Hänge steiler aussehen als sie dann in Wahrheit sind. Aber nur mit Illusionen lässt sich doch weder die Höhle noch die Lawine erklären. Und obwohl die ‚Bilder‘ und ‚Stimmen‘, die das Kapakapa sendet, fast immer nur von dir empfangen werden, die Illusionen, die Zeitverschiebungen, was immer es auch sein mag, das erleben wir alle. Aroha, sei nicht zu ungeduldig. Wir haben schon viel über das Kapakapa gelernt, wir werden noch mehr darüber herausfinden!«

Die vier sprechen noch lange weiter. Allmählich entwickelt sich ein angenehmes Gefühl, vermischt mit einer Portion Selbsttäuschung, dass man die Kapakapa-Phänomene, die Phänomene des Mindcallers, nun doch immer mehr zu verstehen beginnt.

Eine schweigsame Gruppe begibt sich schließlich auf den Weg vom »Hauptlager« zum »Basislager.« Im Auto sprechen die Freunde noch einmal darüber, ob das Kapakapa ein Geheimnis bleiben soll oder nicht. Aroha ist sicher, dass niemand davon wissen darf.

»Ich fühle es ganz deutlich, dass dafür die Zeit noch nicht gekommen ist. Und wer weiß, wenn wir irgendeinen ‚Experten‘ hierher bringen, dann könnte es sein, dass die Gegend wie immer ist und er würde uns nur für verrückt halten. So wie mir das fast passiert ist, als ich euch das erste Mal von den Stimmen im Wasserfall erzählte. Oder es könnte auch noch anders sein. Man könnte darauf bestehen, das Kapakapa zu öffnen, um ins Innere zu sehen. Schließlich vermuten ja sogar wir, dass sich darin vielleicht Geheimnisse verbergen, und seien es nur gitterförmige Linien, wie wir sie auf dem Obsidiansplitter sahen.«

Mike stimmt zu: »Ich glaube nicht, dass andere uns helfen können, eine Antwort auf die Frage zu finden, warum das Kapakapa uns manchmal eine ‚andere Welt‘ zeigt, aber nicht immer und nur an bestimmten Orten.« Kevin und Jeannie akzeptieren Arohas Entscheidung.

Zurück in der Stadt entwickeln Aroha und Kevin einen richtigen Übereifer. Sie haben das Gefühl, es fehle ihnen für alles Zeit, als wäre alles ganz dringend: die Arbeit, das Studium und ihre Liebe, die ohnehin zu kurz kommt, weil Kevin oft nicht in der Stadt ist, weil er irgendwo als Park-Ranger seinen Dienst bzw. seine Ausbildung hat. Trotzdem entwickelt sich zwischen beiden ein tiefes Verständnis, das schon an Telepathie grenzt.

Einmal sagt Kevin hintereinander immer nur halbe Sätze. Er kommt nicht weiter, weil Aroha nickt, da sie schon alles verstanden hat. Kevin lacht.

»Manchmal sind wir wie ein lange verheiratetes Ehepaar.«

»Ich habe auch manchmal das Gefühl«, sagt Aroha, »glaubst du, dass es am Ende mit deinem Tiki zu tun hat, das du im Tongariro Park gefunden hast und seither immer trägst?«

Wieder lacht Kevin: »Na, ich habe mir das auch schon überlegt. Insbesondere nach dem ich mir angewöhnt habe, es immer unter meinen Polster zu legen, wenn du zu mir ins Bett kommst. Oft kommt mir unser Zusammensein so vollkommen vor, dass wir wirklich keine Worte brauchen.«

Im Laufe der Zeit ergeben sich aber in ihrer Beziehung doch die ersten Spannungen, weil Kevin so viel unterwegs sein muss. Natürlich ist Aroha auf ihn stolz, als er beginnt, sich international einen immer bedeutenderen Ruf zu verschaffen, aber sie hat auch Angst um ihn. Er besteigt immer schwierigere und höhere Berge, kommt ihr vor. Und obwohl es klar ist, dass Kevin sie auf seine Weise liebt wie immer, wirkt er manchmal nachdenklich und introvertiert.

Es gibt viele Nächte, in denen Aroha das leere Bett hasst, sich unruhig hin- und herwälzt ohne richtigen Schlaf zu finden, ihn untertags vermisst und unruhig ist, weil sie ahnt, dass ihre widersprüchlichen Bedürfnisse nicht befriedigt werden können.

Ihre Gedanken und Gefühle um Kevin beschäftigen sie andauernd, oft hat sie das Gefühl, im Kreis zu gehen. Sie denkt dann auch an ihre anderen Freunde, und wie schön die gemeinsamen Unternehmungen gewesen sind, wie viel sie zusammen erlebt haben.

Es ist ihr auch bewusst, dass sie in einem sehr tiefen Sinn die Wurzeln ihrer Maori Kultur gefunden hat und eine Verbindung mit einer lang vergangenen Zeit, die sie fast körperlich spürt. Sie ist sich sicher, auch wenn sie nie mehr mit dem Kapakapa mit Vater Himmel, Mutter Erde, den großen Bergen und den mythischen Ungeheuern in Kontakt treten würde, es gibt sie, und sie würden vor ihrem geistigen Auge bestehen bleiben, in all ihrer Schönheit und Macht. Immer. Und auf diesen Weg versucht sie zu ignorieren, dass sie ganz deutlich spürt, dass die Göttin des Todes, die ‚Frau der Nacht‘, in ihrer Nähe ist.

## 11. Die Alten von Aotearoa - Neuseeland

Alle Träume und alles Glück erlöschen in Aroha an dem Tag, als Kevin stirbt. Er war im Begriff gewesen, eine besonders schwierige Felswand zu durchqueren, als er abstürzte.

*Vorsichtig der steilen Wand entlang  
winzige Vorsprünge nützend  
Steigeisen auf dem Felsen  
das einzige Geräusch.  
Ein zerbrochener Körper  
am Fuß der Felswand.  
Große friedliche Stille  
ein toter Mensch  
oder eine befreite Seele?*

Aroha fühlt sich in ihrer Trauer gefangen wie in der wilden Brandung eines Sturms an der Westküste. Welle um Welle überwältigt sie, und der Tumult und das Getöse in ihr sind so groß, dass sie kaum ein Wort versteht, das man zu ihr spricht.

Sie verstreuen Kevins Asche unter den Kauri-Bäumen im verborgenen Tal.

Allmählich kämpft sich Aroha zurück ins Leben. Sie wirft sich in die Arbeit, schafft es irgendwie zu unterrichten und zu forschen. Und sie gelobt, ein Häuschen auf der Lichtung Aoroma zu bauen, als Erinnerung an Kevin. Es wird ihr bewusst, wie liebevoll ihre Freunde versuchen, sie zu unterstützen. Sie bitten sie, mit ihnen das verborgene Tal zu besuchen, und Aroha stimmt zu, aber es gibt keine Zeichen einer ‚anderen Welt‘. Sie versuchen Aroha dazu zu bringen, sich wieder mit dem Kapakapa zu beschäftigen, aber Aroha hat es abgelegt und will nichts davon wissen. Auch nicht von Mikes Idee es einmal im Physiklabor zu durchleuchten und zu untersuchen, ohne es im Geringsten zu beschädigen.

Aroha bleibt unerbittlich. Sie will nicht über das Kapakapa reden, sie will nicht mit ihm experimentieren, sie will es niemandem zeigen. Sie wiederholt innerlich immer wieder, dass es falsch wäre, ganz falsch.



Ein Jahr vergeht und dann noch eines. Das Häuschen auf Aorama ist fertig, aber sie benutzt es wenig. Mike und Jeannie sind mit ihrem eigenen Leben vollauf beschäftigt.

Kalina hat ein Stipendium für eine post-graduale Ausbildung an einer guten Universität in Nordamerika angenommen. Die Unterhaltungen zwischen Aroha und Kalina werden immer unpersönlicher. Zunächst noch das eine oder andere Telefongespräch, dann immer kürzere Emails. Aroha ist erschrocken und traurig.

Mitten in einer Nacht wacht sie plötzlich auf und es durchzuckt sie mit völliger Klarheit. Sie hat die zwei Menschen verloren, die sie am meisten geliebt hat. Kevin und Kalina.

Wieder fühlt sie sich wie in übermächtigen Wellen einer Brandung aus Trauer und Verzweiflung und sie findet nicht mehr die Kraft, sich zu wehren. Sie gibt die Musik auf, sie zieht sich von allen Aufgaben zurück, soweit wie möglich. Alles ist jetzt sinnlos, ist nur Geräusch, Lärm, Nichtigkeit.

Mike und Jeannie, so beschäftigt sie sind, kümmern sich noch immer um Aroha, doch Aroha weist sie meist zurück. Als Aroha einmal in einem helleren Moment mit einem gewissen Schuldgefühl analysiert, warum sie Jeannie und Mike immer wieder vor den Kopf stößt wird es ihr klar, dass es eigentlich Neid ist. Neid, dass sich die beiden lieben und zueinander stehen und glücklich sind, während die Scherben ihres Glücks unwiderruflich am Boden liegen.

Viel Zeit vergeht, bis Aroha wieder einmal in das verborgene Tal geht. Das Häuschen ist natürlich leer, leerer als leer, wie die äußere Hülle einer sich häutenden Schlange, nutzlos und hässlich. Die Amaretto-Flaschen stehen nicht mehr auf den Regalen, die Gläser mit dem blauen Stil sind leer und verstaubt. Der Geruch von Ratten kommt aus jeder Ritze und jedem Regal. Es ist vollkommen ruhig, sogar die Vögel scheinen zu trauern. Immer wieder taucht dieselbe Frage in Arohas Kopf auf.

»Waren die goldenen Jahre wirklich nur ein Hirngespinnst meiner blühenden Fantasie?«

Aroha ist froh, dass sie im verborgenen Tal nichts Ungewöhnliches findet. Zumindest ist die ‚Frau der Nacht‘<sup>33</sup> nicht in der Nähe, denkt sie. Sie erinnert sich in der ‚Kathedrale‘ an den Tag in der Höhle

von Mutter Erde und es fällt ihr auf, dass sie nach dem Tode Kevins die Todesgöttin nie mehr sah. Sie versteht auf einmal, dass das Erscheinen dieser ‚Frau der Nacht‘ nicht, wie sie irrtümlich vermutet hat, ihrer Großmutter, sondern Kevin gegolten hat. Und das Tiki, das Kevin gefunden hat, ist demnach auch ein Unglückszeichen gewesen. Sie ist jetzt froh, dass es niemals mehr aufgetaucht ist.

Ein weiteres langes Jahr vergeht. Dann trifft sie eines Tages den Physiker Marcus, der früher ein guter Freund von Mike gewesen ist. Sie gehen zusammen Mittagessen in die Kunstgalerie der Universität. Es spricht sich so leicht mit ihm, dass Aroha ihm viel von Kevin und seinem Tod erzählt. Marcus hört aufmerksam zu.

Aroha hat das Gefühl, dass Marcus in einer ungewöhnlichen Weise über manche Dinge und Ereignisse denkt, obwohl sie nicht genau sagen kann, woher sie dieses Gefühl bezieht. Außerdem scheint er an ihrer Forschung über visuelle Kommunikation, die sie seit einiger Zeit zusammen mit Jeannie durchführt, interessiert zu sein.

Sie treffen sich einige Male, und Aroha lädt Marcus schließlich zum Abendessen in ihre Wohnung ein. Es ist der erste Abend, an dem Aroha den Schatten der Trauer hinter sich lässt. Sie unterhalten sich gut und lachen miteinander.

Marcus, so stellt sich heraus, liebt die Inseln um Neuseeland herum, hat sich auf Great Barrier Island ein Grundstück gekauft, ein Haus gebaut und wohnt dort mit seiner Frau Maria und seinem dreijährigen Sohn Stefan. Sie erwarten in Kürze weiteren Nachwuchs, erzählt er, und: Sie müsse unbedingt einmal zu ihnen kommen.

»Ist es dort nicht sehr einsam?«, wundert sich Aroha. Marcus schaut sie lange an, dann meint er: »Es gibt oft Gründe, warum man einsam sein will. Aber wir haben eine kleine Firma hier in Auckland, wir leben also nicht ganz als Einsiedler.«

Aroha merkt, dass Marcus dazu nicht mehr erzählen will, und wendet sich wieder harmloseren Themen zu.

»Marcus, kennst du die heißen Quellen, die in einem Fluss fast in der Mitte der Insel versteckt sind?«

Marcus lacht: »Dort waren wir einmal zu Weihnachten«, sagt er, und beide erzählen Geschichten, wie sie selbst in der Wildnis

---

[33] Die ‚Frau der Nacht‘, Hineuitepo, die Todesgöttin der Maoris. Seite 110

manchmal beim Nacktbaden von Touristen überrascht wurden. »Die Europäer machen dann meistens gleich mit, aber die Amerikaner sind immer ganz entsetzt«, amüsieren sich beide.

Aroha spürt, dass sie so viel gemeinsam haben, dass sie ihn einlädt, ins verborgene Tal zur ‚Kathedrale‘ zu kommen, zu den Kauri-Bäumen, wo die Asche von Kevin verstreut wurde.

Mike und Jeannie kommen bei diesem Ausflug auch mit. Auf der Lichtung setzen sie sich in die glänzende Wiese (‚Aorama‘ flüstert Jeannie geheimnisvoll) und genießen ein einfaches Essen mit einem Glas Weißwein. Dann steigen sie in das Tal hinunter.

»Da ist eine Gruppe von Kauris, Aroha,« Jeannie bewundert die Bäume.

»Diese sind älter als die unten im Tal, aber die weiter unten haben für uns eine besondere Bedeutung. Gehen wir dort hin,« antwortet Aroha.

Angekommen, ist Marcus von der ‚Kathedrale‘ beeindruckt.

»Hier sind die beiden jungen Kauris, die mir ans Herz gewachsen sind. Hier beginnt eine recht verrückte Geschichte, und hier haben wir die Asche von Kevin verstreut.« Auroras Gesicht wird ernst.

Mike und Jeannie werfen sich so deutlich Blicke zu, dass Marcus sagt: »Es gibt offensichtlich etwas, was ich nicht verstehe?«

Aroha schaut das Amulett an, das Marcus trägt, das fast ein »Markenzeichen« von ihm ist, und sagt dann zögernd und stotternd: »Ja, vor vielen Jahren habe ich bei den jungen Kauris einen alten Anhänger gefunden, der mir viel bedeutet und der sehr ungewöhnlich ist.«

Mike und Jeannie sind wie vom Donner gerührt. Aroha ist im Begriff, ihr größtes Geheimnis zu verraten. An jemanden, den sie höchstens einige Monate kennt. Sie warnen Aroha indem sie diese unterbrechen. »Der Anhänger hat mit alten Maori- Mythen zu tun, und die Geschichte ist ein Geheimnis. Bitte betrachte uns nicht als unhöflich, wenn wir nicht mehr sagen dürfen.«

Marcus nickt: »Es gibt immer Dinge, über die man nicht reden soll, ich verstehe das«. Und als er es sagt, wird es klar, dass es keine leeren Worte sind, dass er mehr zu verbergen hat, als sie sich wohl vorstellen können.

Aber Aroha fällt allen ins Wort: »Es ist in Ordnung. Marcus darf das Geheimnis des Kapakapa erfahren. Ich weiß, ich fühle es, ich bin

sicher, dass er es nicht weitergeben und uns glauben wird, und wer weiß ...«, sie spricht nicht weiter.

Nun gibt es bei den dreien kein Halten mehr. Ungeordnet erzählen sie Marcus, wie das Kapakapa gefunden wurde und was es beim ersten Ausflug bewirkte.

Marcus ist sehr interessiert: »Verstehe ich das richtig. Ihr seid zwischen den beiden jungen Kauris durchgegangen in, wie es sich herausstellte, eine andere Welt und eine andere Zeit?«

Alle drei nicken.

»Nun, zur Zeit ist hier nichts Besonderes zu merken.«

»Ja, es schaut so aus, dass nur dann, wenn Aroha den Anhänger trägt und ‚jemand‘ oder ‚etwas‘ sie ruft, das ‚Tor‘ in die andere Welt offen ist.«

»Kann ich den Anhänger sehen?«, fragt Marcus Aroha.

»Ja, natürlich. Nur trage ich ihn nicht mehr und so liegt er jetzt in meiner Wohnung.«

»Darf ich euch drei morgen zu einem Kaffee einladen?«, fragt Marcus, »Dann können wir ein bisschen ausführlicher reden. Ich würde sehr gerne das - wie nennt ihr es? - Kapakapa sehen.«

Am nächsten Morgen treffen sich Marcus und Aroha und sprechen über die letzten Entwicklungen im Bereich visueller Kommunikation. Nach einigen Stunden hat Aroha das Gefühl, wieder wirklich zu leben. Es ist wunderbar! Sie wird von neuen Gedanken und Ideen überfallen wie seit Jahren nicht mehr. Als sie später beim Kaffee sitzen, kommt es ihr so natürlich und schön vor wie vor vielen Jahren.

Sie gibt Marcus das Kapakapa. Er hält es gegen das Licht und nickt: »Ja! Das ist ein ganz ungewöhnliches Artefakt. Es ist viel mehr als es scheint. Es ist viel zu schwer und lässt absolut kein Licht durch. Es gibt vor, eine Obsidian Schnitzerei zu sein, aber es ist etwas weit Komplexeres. Wer das wohl hergestellt hat?«

Er überschüttet Aroha mit Fragen. Aroha merkt, dass Marcus seine Aufregung kaum unter Kontrolle halten kann. Aroha wundert sich, dass ihn die grauen Punkte an einem Ende besonders interessieren. Sie will wissen warum, aber er weicht aus.

»Ich weiß auch nicht, warum ich sie so besonders interessant finde. Aber ich frage mich, ob sie nicht eine Art von chemischen

Kontaktpunkten sind, die die Verbindung mit dem Träger herstellen.«

»Aroha, wann hast du den letzten ‚Ruf‘ erhalten?«

»Nicht seit dem Tod von Kevin.«

»Ich verstehe. Ich habe einmal einen sehr nahen Freund verloren und dann war ich lange Zeit ohne Fokus und irgendwie nur halb am Leben.«

Langsam, fast ehrfürchtig, hängt sich Aroha das Kapakapa um den Hals, das erste Mal seit Jahren. Sie hält es fest mit einer Hand und schließt die Augen, während alle am Tisch den Atem anhalten. Und fast sofort ‚sieht‘ Aroha ihre Großmutter:

Sie winkt! Sie winkt! Aroha soll zu ihr kommen.

Arohas Gesicht strahlt: »Ich habe gerade meine alte Großmutter gesehen und sie hat mir zugewunken, ich soll kommen!«

»Das ist wunderbar«, freut sich Jeannie, und diese Freude strahlt auch aus den Augen von Mike, Marcus und Aroha.

»Nun, fahren wir zu ihr hinauf? Sie lebt doch irgendwo im Norden, oder?«, fragt Mike.

»Ich rufe sie heute Abend an. Seid ihr alle am Wochenende frei?«

Alle sagen natürlich ja, innerlich andere Dinge zurückstellend. Auch bei Marcus ist es nicht anders. Er wird Maria erklären müssen, warum er einen Teil des Wochenendes nicht bei ihr sein kann. Und er muss Aroha bald überreden, sie auf Great Barrier Island zu besuchen, damit sich Maria auch mit Aroha anfreunden kann. Er ist sicher, dass sie gut miteinander auskommen werden.

Am Abend ruft also Aroha ihre Großmutter an: »Wie geht es dir, Großmutter.«

»Mir geht es wirklich gut. Es ist schön von dir zu hören. Ich habe mir schon Sorgen gemacht, weil du dich so lange nicht gerührt hast. Und dann habe ich von Kevins Tod gelesen und wusste, dass das für dich sehr schlimm gewesen sein muss. Geht es inzwischen wieder?«

»Ja, es geht bergauf. Ich habe wundervolle Freunde, die mich unterstützen.«

Sie reden noch über viele Details, doch dann wird Aroha wieder ernst: »Du wirst dir denken dass ich alt genug bin, um das hinter mir zu haben, aber ich bin auf einer langen Reise gewesen um mich, meine beiden Kulturen und die alten Geschichten zu verstehen.«

»Darüber würde ich gerne mehr hören«, ist die ruhige Antwort der Großmutter, »glaubst du, du kannst mich in nächster Zeit einmal besuchen?«

»Würde es dir was ausmachen, wenn ich drei Freunde mitbringe? Das Geheimnis, das ich dir erzählen muss, ist auch ihr Geheimnis.«

»Natürlich! Bring sie mit. Je mehr kommen, um so lustiger wird es«, lacht die Großmutter leise.

Also sitzen sie am nächsten Samstag zu viert im alten Auto von Mike und fahren nach Norden. Aroha wird von der Großmutter mit einer langen Umarmung empfangen, die Freunde herzlichst begrüßt. Von allen Seiten laufen Kinder her, um die ‚Fremden‘ auch zu sehen. Aroha erkennt einige, doch es sind viel mehr als beim letzten Mal, kommt ihr vor.

Als Aroha dann Zeit hat, sich ein bisschen umzusehen, ist sie angenehm überrascht. Alles schaut neuer, frischer aus, als sie es in Erinnerung hat. Das Versammlungshaus ist in der traditionellen Ockerfarbe gestrichen, die ausgebrochenen Stücke von Paui Muscheln sind ersetzt, der Boden ist teilweise erneuert. Selbst die Hühnerställe scheinen neu zu sein, die staubigsten Stellen des Marae sind asphaltiert, neue Büsche und Bäume sind gepflanzt.

Sie muss nicht lange fragen, um die Erklärung zu erhalten. Die Siedlung erhielt eine substantielle Summe, als sie bereit war, als Kolhanga Reo, als ‚Maori Sprachnest‘ zu fungieren. Darum also auch die vielen Kinder! Die Eltern von vielen Nachbarorten schicken jetzt ihre Kinder hier her, damit sie hier alte Maori-Kultur und die Maori-Sprache lernen können.

Und Großmutter schaut, so kommt es Aroha vor, jünger und energiegeladener aus. Sie genießt es, noch einmal als weise Kepa ein Vorbild und eine Lehrerin der alten Traditionen sein zu können.

Für den Abend ist ein großes Hangi<sup>34</sup> geplant, um die Heimkehr Arohas zu feiern. Die Männer und Burschen zünden ein Feuer an, um die Steine, auf denen das Essen gegart werden wird, auf mehrere hundert Grad zu erhitzen. Das Fleisch wird inzwischen hergerichtet: Lamm, Wildschwein und normales Schweinefleisch. Aroha und ihre Freunde helfen den Frauen einen Sack voll von Gemüse

---

[34] Ein Fest, bei dem ein Essen aus Fleisch und Gemüse in einem Erdloch gekocht wird, wie es überall im Südpazifik in Varianten üblich ist.

vorzubereiten. Kartoffel, Kumaras<sup>35</sup>, Pastinak<sup>36</sup>, und Kürbis. Dann wird ein Fleisch-Gemüse Gemisch in Aluminiumgeschirr<sup>37</sup> gefüllt, zugedeckt und ist damit soweit, dass man es in die mit heißen Steinen ausgelegte Grube stellen kann.

Dazu werden die einzelnen ‚Schüsseln‘ noch in ein Drahtgestell geschoben, dann wird das Ganze vorsichtig in die Grube gelassen, alles wird mit nassen Säcken zugedeckt und schließlich mit Erde überschüttet. Nun gart das Gemisch längere Zeit, ohne wertvolle Geschmackstoffe zu verlieren.

Neben der Erdgrube wird in Töpfen über offenem Feuer eine Fischsuppe mit vielen Arten von einheimischen Muscheln und Meerestieren gekocht. Es beginnt verführerisch zu duften!

Langsam wird es dämmrig. Ein Gesang, im Rhythmus von Holztrommeln, schwillt immer stärker an, als mehr und mehr Trommeln die Stimmen auffordern, lauter zu singen. Aroha und ihre Freunde sitzen, umgeben von alter Musik, nur da und dort unterbrochen durch das Schlürfen einer Suppe, das Auslöffeln des weich gegarten Fleisches und Gemüses. Wie der sanfte Abendwind, so weht auch die Musik durch den Marae auf das Meer hinaus. Die jungen Männer und Mädchen beginnen ihre traditionellen Tänze.

An diesem Abend ist die Welt wie sie sein soll. Mehr ist nicht notwendig. Mit ein wenig Wehmut denkt Marcus an sein stattliches Haus auf Great Barrier Island. Wird es ihm je gelingen, dort eine Dorfstimmung wie diese verwirklichen zu können? Wird ihre ‚Kolonie‘ von Sonderbegabungen je so zusammen wachsen wie die alten Maori Gemeinschaften?

Die Musik, der Tanz und die Umgebung rühren Aroha wie seit Jahren nichts mehr. Sie lehnt sich an Großmutter an und spricht mit ihr flüsternd. Die Freunde hören schweigend zu.

»Großmutter, es gibt ein Geheimnis, das nur wenige Freunde kennen. Ich möchte es auch dir erzählen, wenn es dir recht ist.«

---

[35] Kumaras sind die Süßkartoffeln der Südsee. Sie gedeihen auch im Norden von Neuseeland.

[36] Pastinak ist eine cremefarbige Wurzel, die unter »Parsnip« auch in Nordamerika gegessen wird.

[37] Das Aluminium ‚Geschirr‘ ist ein Überbleibsel von Take-Away-Dinners, und entspricht nicht ‚ganz‘ der echten Maori Tradition.

»Ich werde gerne alles hören, was du mir erzählen willst«, lächelt die Großmutter.

Aroha setzt fort: »Als ich zuerst in die Stadt gekommen bin, da war ich sehr, sehr einsam. Ich bin oft, meist per Autostop, in die Waitakeres gefahren. Oberhalb des Karekare Strandes habe ich ein ‚verborgenes Tal‘ entdeckt. Das Herz des Tales ist ein natürlich entstandener Raum aus Büschen und Bäumen, ich habe ihn für mich die ‚Kathedrale‘ genannt und zunächst niemandem gezeigt. Offenbar ist dort seit langer Zeit kein Mensch mehr gewesen. Es schien fast wie ein heiliger Platz, und ....«

»Und?«, sagt die Großmutter als Aroha zögert.

»Und dort habe ich das gefunden«, sagt Aroha und zieht das Kapakapa heraus.

Die Großmutter schaut es genau an. Nach einer langen Pause fragt sie vorsichtig: »Glaubst du, dass das Kapakapa besondere Eigenschaften hat?«

»Ja, es ist schwer zu erklären. Aber wenn ich es halte und die Augen schließe, dann ‚sehe‘ oder ‚höre‘ ich eigentümliche Dinge. Selbst wenn ich die Augen nicht schließe, sehe ich oft Gegenstände anders, als sie wirklich sind. Es ist so, als hätte ich ein zusätzliches Sinnesorgan, und manchmal ‚verbindet‘ es mich mit anderen Menschen, mit Mythen, mit der Natur. Ich habe dich, Großmutter, durch mein Kapakapa mehrmals gesehen, und du hast mir zugewunken. Es ist so unglaublich, dass mir auch meine Freunde nicht geglaubt haben, bis sie einen Teil selbst erleben konnten. Glaubst du mir, Großmutter? Hast du je etwas Ähnliches gehört?«

Die Großmutter schweigt lange. »Ich werde als Zeichen des Respekts für mein Alter inzwischen die ‚Altehrwürdige‘ genannt ... ihr Kinder habt also, wenn ihr mich nur ‚die Alte‘ nanntet, gar nicht so danebengegriffen. Die Altehrwürdigen unter uns geben Informationen über Generationen weiter, aber nur an Auserwählte, eben an die nächste Generation von ‚Altehrwürdigen‘. Daher weiß ich ein bisschen über das Kapakapa, obwohl ich nie geglaubt habe, eines einmal in den Händen halten zu können.«

Die Großmutter nimmt einen Löffel Suppe bevor sie weiter spricht: »Weißt du, Aroha, warum das eine Ende so eigentümlich geformt ist?«

»Nein, wir haben uns das auch schon oft gefragt. Es ist, als würde ein Stück fehlen.«

»Ja, so ist es. Dein Kapakapa ist uralte, etwas vom Anfang der Zeit. Die Großen, die Schlanken, die ohne Haare auf dem Kopf, die in diesem Land lebten, lange, lange bevor unsere Leute aus der Südsee kamen, die haben das hergestellt. Dein Stück war einmal mit einem zweiten, kleineren verbunden. Die zwei Teile zusammen sind mächtiger als jedes Einzelteil. Was du hier hast, ist die Hälfte eines ‚Vermittlers‘ oder ‚Mindcallers‘, wie er bei uns genannt wird. Er kann akustische und visuelle Signale (Aroha zuckt zusammen als ihre Großmutter so technische Ausdrücke verwendet ... doch diese lächelt nur verstehend) in einer ungewöhnlichen Form vermitteln, er kann besser als ein Telefon die Verbindung zwischen Menschen herstellen, ja er erlaubt, so sagt man, sogar in gewisser Weise Blicke in die Vergangenheit.«

Aroha und die drei Freunde sind wie vom Donner gerührt. Sie hatten jahrelang nach Erklärungen gesucht, und Arohas Großmutter weiß darüber Bescheid, so als wäre es »nur« ein anderer Maori-Mythos. Die Großmutter erzählt weiter:

»Niemand weiß, wann und warum die Kahlköpfigen verschwanden. Niemand weiß genau, welche Artefakte sie hinterließen, und was diese können. Aber es scheint so, dass das Wissen der Kahlköpfigen größer war als alles das, was heute an Universitäten gelehrt wird, nur verwendeten sie offenbar andere Methoden. Hin und wieder wird ein Mindcaller wie dieser gefunden. Du musst dazu noch etwas wissen. Dein Teil des Mindcallers könnte nicht aktiv sein, wenn der zweite Teil nicht auch einen Menschen berührt hat.«

Aroha wird es schwindlig: »Heißt das, dass jemand anderer den zweiten Teil gefunden hat?«

»Ja«, antwortet die Großmutter, »aber nachdem dein Mindcaller noch vor kurzer Zeit aktiv war, wird der andere Teil von irgendeiner Person auch manchmal getragen. Du solltest diese Person finden. Die Legenden sagen, dass zwei, die sich so finden, zusammengehören, wie die Teile des Kapakapa.«

»Aber wie soll ich diese Person finden?«, fragt Aroha.

»Dein Kapakapa und die Zeit werden dir helfen. Halte jetzt dein Kapakapa fest, schließe die Augen, und stell dir dein Kapakapa

vor, wie es ausschauen würde, wenn der fehlende Teil eingesetzt ist.«

Aroha kann das vollständige Kapakapa deutlich ‚sehen‘, und dann auch Vater Himmel, Mutter Erde, einen Teil der Höhle ... und plötzlich, von weit weg ‚hört‘ sie plötzlich eine neue Stimme, fragend:

*Aroha?*

Sie zuckt zusammen und öffnet die Augen: »Von weit weg, aber von dieser Insel, hat mich jemand beim Namen gerufen«, flüstert sie.

»Du erinnerst dich doch, was dein Name bedeutet, oder«, schaut die Großmutter Aroha fragend an.

Fast unhörbar flüstert Aroha: »Liebe«.

Nach einer längeren Pause spricht wieder die Großmutter:

»Ich glaube, du musst jetzt zurück in die Stadt. Deine Studenten brauchen dich. Du musst deine Forschung abschließen. Du wirst mit Marcus zusammenarbeiten wollen, sein Team weiß von Dingen von denen du und ich nichts wissen.«

Marcus sagt kein Wort, aber er schaut die Großmutter offen und lange an. Wie kommt es, dass diese Frau so viel weiß?

»Aroha, du wirst den Besitzer der anderen Hälfte des Kapakapa finden, und ihr werdet Freunde werden. Du musst nicht drängen, Schicksal und Kapakapa arbeiten immer Hand in Hand, sagt man. So wie das Kapakapa einmal ganz sein wird, wirst auch du wieder ganz werden.«

Ein warmes Gefühl breitet sich in Aroha aus. Das letzte Eis in ihrer Seele schmilzt. Mike, Jeannie und Marcus sind nahe an sie herangerückt. Und irgendwie spürt sie auch Kevin. Wie froh wäre er, wenn er wüsste, dass einige ihrer Theorien über das Kapakapa richtig waren! Als Aroha in die Augen ihrer Großmutter blickt, weiß sie: Es wird alles seine Ordnung finden.



## 12. Die zweite Hälfte des Mindcallers

An jenem Frühlingstag, an dem Aroha im verborgenen Tal ihr Kapakapa findet, sitzt Herbert an seiner Lieblingsstelle in Whakarewarewa.<sup>38</sup> Hier, weit weg vom Versammlungshaus und von der Dorfstraße, ist es immer ruhig.

Seit nun sieben Jahren trägt er ein Amulett aus Obsidian. Er fand es an dieser Stelle auf eigentümliche Weise. Es rief damals bei seiner Großmutter große Aufregung hervor. Aber die Erwartungen, die seine Großmutter an die Schnitzerei geknüpft hatte, waren nicht in Erfüllung gegangen.

Vor zwei Tagen ist, eine Welle der Trauer überschwemmt ihn wieder, seine Mutter gestorben, der Mensch, den er über alles liebte. Er wird als Zeichen seiner Trauer dieses Amulett heute dorthin zurücklegen, wo er es seinerzeit fand.

Herbert starrt in ‚seinen‘ Tümpel, ein kleines, heißes, stark nach Schwefel riechendes mit Wasser gefülltes Becken, vielleicht 50 cm tief, aus dessen felsigen Boden in immer neuen Mustern Gasblasen aufsteigen. Der Tümpel grenzt direkt an einen Felsen an. Bis heute wundert sich Herbert über den Zufall, durch den er das Amulett entdeckte.

Auch damals war er sehr unglücklich gewesen. Der Bogen schließt sich, denkt er. Er verfällt in eine Art Trance und denkt über sein Leben nach, das ihn nicht immer gut behandelt hat.

Herberts Vater war ein Deutscher. Er hatte in Rotorua ein hübsches Maori Mädchen bei einer der touristischen Tanzvorführungen kennen und lieben gelernt, und sie, als sie mit Herbert schwanger wurde, geheiratet. Die Maori-Großfamilie hatte diese Ehe trotz großzügiger finanzieller Unterstützung anfangs nicht gebilligt, aber geduldet.

Herberts Eltern mussten damals Whakarewarewa verlassen, was seinem Vater eher entgegenkam. So wurde Herbert in Hamilton,

---

[38] Whakarewarewa ist ein Maori Dorf in Rotorua, dem »Yellowstone« Neuseelands. Direkt neben der Siedlung, dem Marae, gibt es Geysire, heiße Quellen, Seen, Schlammtümpel und andere vulkanische Erscheinungen.



etwa 100 km südlich von Auckland, am mächtigen Waikato-Fluss geboren und wuchs dort auf. Die Menschen waren freundlich zu den neuen Nachbarn. Herberts Vater hatte eine Stelle als leitender Mitarbeiter in einem nahe gelegenen Elektrizitätswerk, sie hatten ein Haus am Rand dieser »kleinen Großstadt« und Herberts Mutter kümmerte sich liebevoll um ihren Sohn und die wachsende ‚Menagerie‘ von Haustieren. Herbert erinnert sich mit einem Lächeln daran, dass er als Dreijähriger die jungen Kälber mit einer Flasche Milch mit einem Schnuller wie Babys füttern durfte.

Es sind dies die schönsten Jahre in Herberts Leben. Zwar werden auf schwer definierbare Weise weder Herberts Eltern noch er selbst je ganz in die Hamiltoner Gesellschaft aufgenommen, aber das führt eher dazu, dass die Familie einen wunderbaren Zusammenhalt entwickelt. Sie gehen zusammen fischen nach Raglan, sie schwimmen im Waikato, der Vater ist ein begeisterter Segler und wird Mitglied eines Clubs an der nahen Ostküste. Sie verbringen so manche Tage zu dritt auf einem Segelboot, steuern küstennahe Inseln an, singen am Abend um ein Feuer eine Mischung aus deutschen, englischen und Maori-Liedern, holen sich Rockaustern zum Frühstück oder fangen Fische zur ‚Aufbesserung‘ ihres Proviantes. Herbert liebt aber auch die Wiesen und den Wald hinter dem Haus, die vielen Tiere, die alle oft so ins Herz schließen, dass sie dann ihrem natürlichen Zweck (verspeist zu werden) nicht mehr zugeführt werden können.

Er fühlt sich im Kindergarten wohl und ist später in der Schule so gut, dass er nebenbei intensiv Klavier lernt und in einer Maori-Tanzgruppe mitmacht. Herbert lernt von seinem Vater jenen Respekt vor der Natur, der eigentlich ein Teil der Maori-Tradition ist. Sein Vater erzwingt eine Kurve beim Straßenausbau, um eine Gruppe von Bäumen zu retten, in denen Dutzende Vögel nisten; er weckt Herbert mitten in der Nacht, um ihm die Meteoritenschauer der Perseiden zu zeigen; er erklärt Herbert Blumen und Sträucher auf langen Spaziergängen; Herberts Mutter steuert die einheimischen Namen bei und beschreibt, wozu die Blätter, Kräuter und Beeren verwendet werden können.

Bei einem Ausflug in eine nahe aber kaum bekannte kleine Tropfsteinhöhle zeigt der Vater Herbert erstmals einen Helicaliten,

jene Kalkformation, die nicht wie normale Tropfsteine von oben nach unten oder umgekehrt wächst, sondern die spiralförmig aus der Wand, parallel zum Boden, herausragt. Als Herbert diesen Stein abbrechen will, ist es das einzige Mal, dass sein Vater ernsthaft böse wird: »Herbert, hast du noch immer nicht gelernt, dass man solche Naturwunder um nichts in der Welt zerstören darf? Dieser Stein, von dem niemand weiß, wie er eigentlich entsteht<sup>39</sup>, ist tausende Jahre alt, und du willst ihn töten?«

Die Familie von Herberts Mutter erkennt, dass ihre Tochter nicht von einem Ausländer leichtsinnig verführt wurde, sondern dass die beiden ungewöhnlich gut harmonieren. So ändert sich auch die Einstellung der Maoris in Whakarewarewa gegenüber dem Deutschen, er und seine Familie werden in den Familienverband rückhaltlos aufgenommen und sind ab dann immer gern gesehene Gäste. Herbert wächst so zwischen zwei Welten auf, ein geschicktes, begabtes und glückliches Kind.

Der Ausflug zur Hotwater-Beach in den Koromandels, jener Attraktion, wo am Meeresstrand heiße Quellen austreten, die sich mit dem kalten Wasser des Meeres mischen, und wo sich jede Gruppe eine große »Badewanne« in den Sand gräbt, die sie dann gegen die steigende Flut zu verteidigen hat, beginnt fröhlich, verläuft harmonisch und endet mit einer Katastrophe. Bei der Rückfahrt stößt ein betrunkenener Lastwagenfahrer frontal mit dem Auto der Familie zusammen. Herberts Vater ist auf der Stelle tot, Herbert und seine Mutter kommen schwer verletzt in das moderne Waikato Spital in Hamilton. Beide werden gerettet, doch der Preis ist hoch; nach drei Monaten intensiver Behandlung werden sie von den Verwandten aus Whakarewarewa abgeholt. Die Mutter ist von der Hüfte abwärts gelähmt, sie wird nie mehr gehen können, Niere und Leber sind permanent beeinträchtigt. Die Mehrfachfrakturen in den Beinen Herberts bewirken, dass dieser, inzwischen 9-jährig, die

---

[39] Helicaliten sind sehr seltene Tropfsteingebilde. Es gibt mehr als hundert widersprüchliche Theorien, wieso ein Tropfstein waagrecht (und meist spiralförmig) aus einer Wand herauswachsen kann. Solche Helicaliten sind wertvoll. Jeder, der einen solchen abbricht oder auch nur in einem Mineraliengeschäft kauft, sollte sich bewusst sein, dass er ein Erbe der Natur aus kleinlichen Gründen vernichtet.

längste Zeit nur auf Krücken gehen kann und wohl nie mehr seine volle Gelenkigkeit zurückgewinnen wird.

So sehr sich alle im Dorf um Mutter und Herbert bemühen, der Verlust des geliebten Vaters und Ehemanns ist zu groß, der Vergleich zu ihrem glücklichen Leben vor dem Unfall ist kaum auszuhalten. Herbert ist bemüht, sich den neuen Umständen anzupassen. Die Maori Kinder seines Alters helfen, wo es geht, aber sie sind Kinder, und wollen keinen »Klotz am Bein«, so dass Herbert oft stundenlang nach der viel zu leichten Schule am Bett seiner Mutter sitzt, die ihm wundersame Maori-Legenden und Geschichten erzählt, oder in denen er durch die mit vielen vulkanischen Erscheinungen durchsetzte Buschlandschaft herumstreift.

Sein zehnter Geburtstag wird ein einschneidendes Erlebnis. Herbert hat immer die großen Murmeln bewundert, die mit buntem Glas durchzogen sind. Als am Morgen seines zehnten Geburtstags immer wieder an die Wohnungstür geklopft wird und jede Familie eine Glaskugel vorbeibringt, sind Herbert und seine Mutter durch dieses Zeichen von Zusammenhalt zutiefst berührt. Herbert erkennt, warum er immer auf seine Halb-Maori Herkunft stolz sein wird. Die Großmutter hat ein großes Festessen bereitet und am frühen Nachmittag ziehen sich alle satt und zufrieden auf eine Ruhestunde zurück. Herbert nimmt seinen Sack mit Glaskugeln und zieht sich an seinen ‚geheimen‘ Platz zurück, jene Stelle, wo in ein eher seichtes Becken heißes Wasser vermischt mit Schwefeldämpfen einströmt. Herbert sitzt dort, lässt eine Kugel nach der anderen durch seine Finger gleiten, bewundert sie und legt sie dann neben die vorhergehenden in eine schöne Reihe. Plötzlich kullert eine der Kugeln weg, Herbert will sie aufhalten, streift dabei an eine weitere an und mit einem leisen ‚Plumps‘ verschwinden zwei Kugeln im Becken. Das Wasser bremst den Fall. Herbert weiß, dass keine brechen wird. Er wartet, bis sich die Wasseroberfläche wieder beruhigt, um dann die Kugeln herauszuholen.

Erschrocken starrt er in das Becken. Keine einzige Kugel ist zu sehen. Herbert wird hektisch, er zählt die Kugeln, zwei fehlen, sie müssen im Becken liegen und im klaren Wasser leicht sichtbar sein. Sie sind aber verschwunden.

Die Kugeln müssen unter die Felsen geraten sein, vielleicht in eine kleine Einbuchtung. Herbert entkleidet sich, steigt stöhnend in das sehr heiße Wasser. Nur allmählich kann er sich an die große Hitze gewöhnen. Er greift unter den Felsen, stellt dabei zu seiner Überraschung fest, dass das Becken immer tiefer wird und weiter in den Felsen hineinreicht als er annehmen konnte. Herbert hat mit der hohen Temperatur des Wassers zu kämpfen. Er steigt wieder heraus um sich abzukühlen. Er weiß, dass er beim nächsten Mal ganz untertauchen muss und bis an das Ende des Beckens unter dem Felsen tauchen wird. Er hofft, dass es nicht zu weit geht, und nicht zu dunkel wird.

Er atmet mehrmals tief durch, steigt in das Wasser, zögert kurz, taucht dann unter und bewegt sich tastend unter Wasser immer weiter in das Becken unter dem Felsen. Nach etwa zwei Metern wird er nervös: ‚Wie weit geht das noch?‘, doch merkt er auch, dass es nicht dunkler wird. Er streckt eine Hand in die Höhe, über ihm ist Luft! Vorsichtig taucht er auf.

Er befindet sich in einer kleinen Höhle, in die durch Ritzen und Löcher etwas Licht hereindringt: Von außen wird das wohl aussehen wie eine der vielen Stellen, wo Dampf aus dem Boden dringt, überlegt er. In der Halbdämmerung erkennt er eine Stelle, wo der Höhlenboden nicht von Wasser bedeckt ist. Aufatmend geht er die zwei Schritte dorthin und setzt sich nieder. Er hatte schon langsam das Gefühl, gar gekocht zu werden!

Sobald sich Herbert an die Lichtverhältnisse gewöhnt hat, sieht er zu seiner Freude die beiden Glaskugeln. Er holt sie und schaut sich dann weiter um. Die »Höhle« verdient den Namen kaum. Es ist nicht viel mehr als ein natürliches Gewölbe von vielleicht drei Metern Durchmesser, das sich über die Wasseroberfläche erstreckt. Nur an der Stelle, wo er sich befindet, ist ein schmaler Streifen ohne Wasser. Etwa eineinhalb Meter darüber ist eine Nische und da sieht Herbert zu seiner Verblüffung weitere Glaskugeln liegen. Er greift hin; sie sind fest angewachsen und glänzend; schwarz. Er will eine mit Gewalt herausbrechen, doch da erinnert er sich an die zornigen Worte seines Vaters, als er seinerzeit den Helicaliten abbrechen wollte. Was immer dieses Naturwunder ist, er wird es unberührt lassen und es nie jemanden erzählen. Als er im Begriff ist, sich zurückzuziehen, sieht er neben den Kugeln noch etwas liegen,

das offensichtlich jemand hier vergessen hat. ‚Also bin ich nicht der Erste, der hier ist‘, durchfährt es Herbert enttäuscht. Dieses zweite Stück ist auch aus dunklem Material und schaut wie ein Fischhaken aus. Er nimmt es in die Hand. Es ist erstaunlich glatt, nur an einer Stelle kantiger, als wäre hier einmal ein anderes Stück gewesen. Ohne viel zu überlegen, nimmt er es mit.

Er taucht mit den Kugeln und der Schnitzerei ins Freie und beeilt sich, nach Hause zu kommen. Am Bett seiner Mutter sitzt seine Großmutter, die »Altehrwürdige« von Whakarewarewa.

»Wo warst du so lange, Herbert?«, fragt die Mutter.

»Ich war ein bisschen spazieren, du weißt schon. Aber schau, was ich dabei gefunden habe.« Herbert zieht die Fischhakenschnitzerei heraus und zeigt sie der Mutter.

»Hübsch«, meint sie. Sie ist verblüfft, als ihre Mutter ihr die Schnitzerei energisch aus der Hand nimmt. Die Großmutter schaut sich das Stück genau an. Dann blickt sie Herbert ehrfürchtig an.

»Herbert, heute ist dein Glückstag. Was du gefunden hast, ist die Hälfte eines ‚Mindcallers‘. Irgendwo hat oder wird jemand in den nächsten Jahren die zweite Hälfte finden, und ihr werdet, so erzählen es die Legenden, zusammenfinden und mit den beiden Teilen Dinge erleben, die man sich kaum vorstellen kann.«

Dann erzählt die Großmutter das, was in abgewandelter und vager Weise über ‚Mindcallers‘ überliefert ist.

»Herbert, du wirst ab jetzt diesen ‚Mindcaller‘ immer mit einer Kette um den Hals tragen, als dein Amulett. Niemand darf erfahren, was es wirklich ist; aber keine Angst, es gibt zu jedem Zeitpunkt nur zwölf Altehrwürdige, die diese Geschichte kennen, die eine Ahnung von der Bedeutung der Schnitzerei haben, und wenn diese je sehen, dass du eine hast, werden sie dir helfen, aber dich nie verraten. Eines Tages, heute, morgen oder in ein paar Jahren, wird der ‚Mindcaller‘ auf einmal aktiv werden. Ab dann liegt alles bei dir.«

Herbert liebt die Maori Märchen und Legenden, und als mehr empfindet er das, was er gerade gehört hat, auch nicht. Aber er trägt ab nun den ‚Mindcaller‘. Als Jahre vergehen, ohne dass etwas geschieht, wird die Schnitzerei immer mehr ein Andenken an die Großmutter, die seinen fünfzehnten Geburtstag nicht mehr erlebt. Herbert hat sich von seinem Unfall weitgehend erholt. Er arbeitet in den Maori-Souvenirläden mit, er ist stundenweise in einem

Foodcourt in Rotorua tätig, um ein bisschen Geld zu erwirtschaften, und er belegt eine Reihe von Fernkursen, von denen nur seine Mutter weiß. Er will nicht immer als Verkäufer und als von Touristen bestauntes Exemplar in Whakarewarewa bleiben. Er saugt Wissen auf wie ein Schwamm. Immer ein bisschen Einzelgänger, wird seine Eigenbrötlerlei gutmütig geduldet.

Manchmal hat er Angst vor den überschäumenden Emotionen seiner pubertierenden Alterskollegen. Als er einmal mit einer Gruppe in einem der großen, nur für Maoris zugänglichen Tümpel badet<sup>40</sup> und man einige Dosen Bier getrunken hat, bricht plötzlich grundlos ein Streit zwischen zwei mächtigen, jungen Maoris aus (wohl um die Mädchen zu beeindrucken). Plötzlich zückt einer der beiden ein großes Messer, hebt es und versucht mit Wucht auf den anderen einzustechen.

Herbert sieht es mit Entsetzen, ‚das darf nicht geschehen‘, betet er. Zu seiner Verwunderung verlangsamt sich der Stoß mit dem Messer zu einer sanften Bewegung, der der Gegner leicht ausweichen kann. Der Stimmungsumschwung ist vollständig. Die beiden Kämpfer heben grüßend die Hand, die Feier geht weiter. Erst Jahre später wird Herbert den Vorfall verstehen.

Das Leben von Herbert wäre ungetrübt, wenn seine Mutter, erst knappe 40 Jahre alt, trotz hingebungsvoller Pflege nicht immer mehr verfallen würde. Der 17. Geburtstag von Herbert ist vom schlechten Zustand seiner Mutter überschattet. Wenige Tage später stirbt sie. Und nun, zwei Tage später, sitzt Herbert vor seinem Tümpel und will den Mindcaller, der sich nie bemerkbar gemacht hat, dorthin zurücklegen, wo er ihn vor nun sieben Jahren fand, in die Nische in der verborgenen Höhle, in die man nur aus einem unscheinbaren Becken durch sehr heißes Wasser hinein schwimmen kann.

Langsam beginnt sich Herbert zu entkleiden. Er nimmt den ‚Mindcaller‘ fest in die Hand, um die Kette zu entfernen, an der er

---

[40] Da kein Tourist die Geysirlandschaft kombiniert mit einem ‚echten‘ und noch bewohnten Maori Dorf auslassen will, gibt es in der Nähe des Versammlungshauses, entlang der Dorfstraße, wo der übliche Ramsch zu überhöhten Preisen verkauft wird, und im eigentlichen Dorf oft einiges Gedränge und einigen Wirbel. Aber zwischen 17 Uhr und 9 Uhr werden die Tore zu dieser Sehenswürdigkeit stets geschlossen, und dann gehört das große umzäunte Areal nur den eigentlichen Bewohnern, gut zwanzig Maori Familien, die dann, wie seit hunderten Jahren, einige der heißen Tümpel als ihre Badeanlagen verwenden.

ihn immer getragen hat. Da ‚sieht‘ er plötzlich etwas, und er spürt, dass es vom ‚Mindcaller‘ kommt:

*Krauses Haar - verträumtes Gesicht - junge Kauribäume - Maori Worte für Liebe - ausgestreckte Arme*

‚Was ist das‘, durchfährt es Herbert. Der ‚Mindcaller‘ ist also doch mehr als eine alte Schnitzerei!

Eine Welle von Gefühlen einer neuen Dimension überschwemmt ihn:

*Vater pfeifend am Vordersegel im rauen Wind - Mutter, Beeren sammelnd - Altehrwürdige - Kinder lachend in heißem Badesee - Messer, das unendlich langsam hernieder sinkt*

Ein Wink des Schicksals, ein Zufall? Jetzt, wo er nach sieben Jahren seinen Mindcaller zurücklegen will, überbringt er plötzlich Botschaften von woher? Nur aus der Vergangenheit?

Herbert legt den Mindcaller nicht zurück, sondern trägt ihn weiter. In den folgenden Wochen, Monaten und Jahren wird der ‚Mindcaller‘ eine große Stütze für ihn, füllt ihn mit vertrauten Gefühlen und Erinnerungen aus der Vergangenheit, verbindet ihn in kaum erklärbarer Weise mit Natur, mit Mythen und Legenden, oder manchmal, so scheint es, mit wahren Berichten aus der Vergangenheit.

Nicht immer ist der Mindcaller aktiv. Herbert ahnt nicht, dass er als Hälfte ohnehin nur unregelmäßig arbeitet, und nur dann, wenn die andere Hälfte von Aroha getragen wird.

Herbert hilft im Maori-Dorf mit. Er arbeitet stundenweise in Rotorua. Er studiert weiter und liest viel. Er bereitet sich auf eine Zukunft vor, von der er nicht weiß, was sie bringen wird. Er lauscht immer wieder dem ‚Mindcaller‘. Als dieser (nach dem Tod Kevins) mehrere Jahre verstummt, vermisst er ihn. Aber er fühlt, er wird wieder aktiv werden.

Und dann hört er den ‚Mindcaller‘ eines Tages wieder, sieht wieder das krause Haar auf einem hübschen Kopf, und weiß plötzlich, wie die junge Frau heißt: Aroha.

Ab jetzt denkt Herbert oft sehnsüchtig an die unbekannte Aroha. Aber Herbert war nie ungeduldig. Er wird weiter warten, ruhig, in der Sicherheit, dass er Aroha und den anderen Teil des Mindcallers finden wird.



Aroha findet in einem verborgenen Tal in Neuseeland, das landschaftlich an Szenen aus den Filmen „Der Herr der Ringe“ erinnert, eine schöne Steinschnitzerei, die weniger harmlos ist, als sie aussieht. Es stellt sich heraus, dass der ‚Mindcaller‘ aus uralten Zeiten stammen muss und die Kommunikation mit Mythen, Menschen, Tieren, Pflanzen, Zukunft und Vergangenheit ermöglicht. Aroha entschlüsselt das Geheimnis und kommt dadurch in unerwartete und gefährliche Situationen ...

Wer das Buch „Xperten 2: Der Para- Doppelgänger“ schon gelesen hat, der hat sich über das zarte Mädchen Aroha und ihren geheimnisvollen Anhänger den Kopf zerbrochen. In diesem Band erfahren wir die spannende und gefühlvoll geschriebene Geschichte Arohas und des ‚Mindcallers‘. Werden die ‚Alten‘, mit einer fremden aber unglaublich weit entwickelten Technologie eingreifen?

*(Mag. Bernd Schuster, Villach, Österreich)*

Eine wunderbar schöne und einzigartige Mischung von Science Fiction und den Mythen und der Schönheit Neuseelands. Man verliert sich in den liebevollen Beschreibungen der einzigartigen Landschaft, der Pflanzen, der Tierwelt und der Geschichte dieses Landes während man versucht, das Rätsel des geheimnisvollen ‚Mindcallers‘ zu verstehen. Ein Buch, das eine unerreichbare Mischung von Zukunftsroman und emotionalen Erlebnissen bietet. Ein Buch, das man nicht so schnell wieder vergessen kann.

*(Tava Maryanne Olsen, Associate Professor,  
Washington University in St. Louis)*

strichcode  
wird eingefügt

ISBN 3-902134-49-6 EUR 10,—